

DIETER JUST

19. Felix Dahn – der Erfinder des „Übermenschen“

Von der klassischen Philosophie über die tragische Weltsicht zum germanischen Rassenwahn

Einleitung: Der Begriff *Präfaschist*

Felix Dahn (1834 – 1912) hat in seinem 1876 erschienenen Weltbestseller *Ein Kampf um Rom* mit dem frei erfundenen Geisteshelden Cethegus Cäsarius „eine erste literarische Antizipation von Nietzsches Übermenschen“¹ geschaffen. Die Anführungszeichen um das Wort *Übermensch* im Titel sollen diesen Begriff gleich von Anfang an als äußerst problematische Illusion bezeichnen, der übrigens auch Hitler erlag.² Wenn aber ein solches Phantom in den Köpfen zweier Vertreter deutschen Geistes etwa gleichzeitig unabhängig von einander entstand, nämlich bei Nietzsche und bei Felix Dahn, dann deutet dies auf einen gemeinsamen Ursprung hin. Und dieser wird sich als die Philosophie der Subjektivität erweisen, die dem Denken Kants, Fichtes und Hegels zugrunde lag. Felix Dahn und Nietzsche waren also Präfaschisten.

Der Ausdruck *Präfaschist* hat jedoch nur dann Sinn, wenn man bei allen Unterschieden zumindest gewisse Gemeinsamkeiten des Präfaschisten mit den eigentlichen Faschisten zeigen kann. Wenn aber das Gemeinsame nicht beliebig sein soll, dann muss eine Art von Gesetzmäßigkeit angegeben werden, wie sich das Faschistische aus dem Präfaschistischen entwickelte, wie und weshalb Felix Dahns Weltanschauung in Hitlers Weltbild überging.

Felix Dahn hat in *Ein Kampf um Rom* den Untergang der Ostgoten in dem vom griechischen Historiker Prokop geschilderten *Gotenkrieg*³ (535 – 553) zu einer großen Tragödie hochstilisiert, da er seinen Haupthelden, den immer finsternen Grafen und späteren Gotenkönig Teja schon vor Kriegsausbruch die prophetischen Worte sagen lässt:

Kämpfen wollen wir, dass man es nie vergessen soll in allen Tagen: kämpfen mit höchstem Ruhm, aber ohne Sieg. Der Stern der Goten sinkt. (17)

Warum soll Teja kämpfen, wenn er um sein sicheres Ende weiß?

Der letzte Satz des Zitats führt uns in die Thematik dieses Aufsatzes, die schwer zu fassen ist. Wenn nämlich der junge Gotenkönig Athalarich der geliebten Camilla seine Ahnungen um den tragischen, selbstgewollten Untergang seines Volkes eröffnet, hört sich das anders an: „*Weißt du*“, sprach Athalarich, ohne sie anzublicken, wie mit sich selber und für sich selber fort denkend, „weißt du, warum die dunkle Motte nach der hellen Flamme fliegt? Wieder, immer wieder! Von keinem Schmerz gewarnt! bis sie verzehrt ist von der schönen, lockenden Feindin? Aus welchem Grund? Aus einem süßen Wahnsinn! Und solcher süßer Wahnsinn ist es, ganz derselbe, der meine Goten aus den Tannen und Eichen hinweg gezogen hat zu Lorbeer und Olive. Sie werden sich die Flügel verbrennen, die törichten Helden. Und werden doch nicht davon lassen. Wer will sie darum schelten? Sieh um dich her. Wie tiefblau der Himmel! wie tiefblau das Meer! und darin spiegeln die Wipfel der Pinien und die Säulentem-

¹ Felix Dahn, *Ein Kampf um Rom*; ich zitiere nach der Ausgabe München 2003, deren Text der Erstausgabe Leipzig 1876 folgt. Sie enthält ein Nachwort von Hans-Rüdiger Schwab, aus dem hier zitiert wird. (1085)

² Vgl. 16. Aufsatz *die Forderung des Übermenschen*

³ Ich zitiere aus der Ausgabe von Dr. D. Coste, Leipzig 1885

pel voll Marmorglanz! ... Das ist der Zauber, der uns ewig locken und ewig verderben wird.“ (102f)

Hat die Rede vom Kampf, vom Krieg bis zum Untergang ohne Aussicht auf Sieg vielleicht den ethischen Hintergrund einer höheren Pflicht, so treibt den jungen, törichten Helden Athalarich nur der Drang zum Schönen in den Tod. Das Glücksgefühl, das ihn während seiner Rede durchströmt, ist nachvollziehbar. Hatte sich doch in der Szene davor die stolze Römerin noch gegen seine Annäherungsversuche gewehrt, weil zwischen beiden die unüberbrückbare Kluft des Hasses zweier Völker aufeinander klaffte, und die Römerin Grund genug hatte, den zudringlichen Goten zu verabscheuen. Jetzt stand sie während seiner Liebeserklärung unter der Wirkung eines Liebes-Zauber-Tranks. Aber kurz danach stirbt das Paar als Opfer einer schnöden Intrige des Cethegus Cäsarius im Liebesrausch. „Schauer der Liebe und des Todes rieselten durcheinander.“ (125)

Von da an ist das Verhältnis des Cethegus zu seiner Freundin Rusticiana, der Gattin des Boethius und Mutter der Camilla, zutiefst gestört. Noch über ihren Tod hinaus verfolgt ihn die Rache dieser Frau und trägt wesentlich zu seinem Untergang bei. Damit ist zugleich ein Thema dieses Aufsatzes angeschlagen: der innere Feind des entschlossenen Kriegers war in Felix Dahns Weltanschauung nicht der Zivilisationsliterat wie für Thomas Mann (18. Aufsatz), sondern die Frau, das Weib. Und es versteht sich von selbst, dass zu diesem Feind ganz andere Gefühle entwickelt wurden. Also wäre zu zeigen, wie sich aus dem Feindbild *Weib* bei Späteren zunächst das Feindbild *Sozialist* und zuletzt das Feindbild *Jude* entwickelte.

Dass Felix Dahn fast Zeit seines Lebens auf die Geschichte der Goten emotional fixiert war, hatte große Auswirkungen auf sein politisch-ideologisches Weltbild. Wie kam es zu dieser Fixierung? Er hat in seinen *Erinnerungen* eine Verbindung zwischen einem traumatischen Erlebnis seiner Kindheit und Tejas Schicksal hergestellt. Darin beschreibt er an besagter Stelle den Zerfall seines christlichen Glaubens und trägt unter Anderem folgenden Einwand vor: *Aber dazu trat, je mehr ich von Weltgeschichte und von der Lebensgeschichte Einzelner erfuhr, der zermalmende Eindruck des schuldlosen Unterganges so vieler Völker und Helden, das unverschuldete Leiden und Erliegen des Edeln, Zarten, Schönen gegenüber dem Schlechten, Bösen, Roh-Gemeinen. Ich war noch nicht zwölf Jahre als, als mich der Untergang des Heldenkönigs Teja und seiner Gothen am Vesuv mit traurigen, schmerzvollen Zweifelsfragen erfüllte.* (E1/230)⁴

Gingen die Goten „schuldlos“ unter? Dagegen sprechen selbst die Bewertungen, die Felix Dahn anführt, um die Existenz der von ihm frei erfundenen Gestalt des Cethegus Cäsarius zu rechtfertigen:

Aber freilich: der letzte Grund des Unterganges der Goten war freilich der Abfall der Italier zu Byzanz: dieser Übertritt, sittlich zum Teil so scheußlich, so verräterisch vollzogen, aber geschichtlich durch die ganze Vergangenheit der ewigen Roma gerechtfertigt, bedurfte eines Vertreters, der, großartig und frevelhaft zugleich, dämonisch, wie das ganze antike Rom, erscheinen musste: dieser Vertreter musste erfunden oder vielmehr nicht erfunden, nur aus dem geschichtlich an viele Personen Verteilten zusammengestaltet werden: es erstand vor meinem Geiste die Erzgestalt von Cethegus dem Präfecten. (E3/363)

Man bemerkt hier eine gewisse Ambivalenz: Die Vernichtung der Ostgoten war „sittlich scheußlich“ und „verräterisch“, aber doch „geschichtlich gerechtfertigt“. Warum konnte sich Felix Dahn nicht auf die Seite derer stellen, deren Handeln „geschichtlich gerechtfertigt“ war? Indirekt gibt er damit zu, dass man schwerlich von einem „schuldlosen Untergang der Ostgoten“ sprechen kann. Der Autor gibt selbst eine Fülle von Hinweisen zur Bestätigung unserer Zweifel. Denn diese barbarischen Germanen waren in Italien eingefallen und hatten den Römern ein Drittel ihres Landes, ihrer Sklaven und ihres Viehs weggenommen. Jeder Einwohner Italiens war von dieser Okkupation betroffen. Es war also nur recht und billig, dass „die ewige

⁴ Ich zitiere die Erinnerung von Felix Dahn, Bücher 1, 2, 3, 4(1) und 4(2) Leipzig 1890 – 1895 in Kurzform E1, E2 etc.

Roma“ sich gegen die feindlichen Eindringlinge erhob, die sie als Fremdkörper betrachtete, zumal nach dem Tod König Theoderichs, der seine Goten noch von Willkürakten gegen die Bevölkerung Italiens abgehalten hatte, die wilden Instinkte dieser Barbaren, wie Felix Dahn sie selbst grundsätzlich nennt, wieder durchbrachen. Hier von „tragischem“, also „unschuldigem“ Scheitern des „Edlen und Zarten“ zu sprechen, verrät einen bedenklichen Werte-Relativismus. Nicht nur der Realitätssinn, auch Begriffe von Recht und Moral scheinen Felix Dahn abhanden gekommen zu sein.

Manchmal spricht in *Ein Kampf um Rom* der Historiker Felix Dahn, der die Kräfteverhältnisse realistisch abschätzen kann. So führt er aus, dass man zu Byzanz nur allzu bereit war, auf die unterdrückten Römer in Italien zu hören und „dem Seufzen nach Abwerfung des Barbarenjoches ein Ende zu bringen.“ Außerdem hätten die Goten keine Bundesgenossen, es fehle ihnen, da sie so weit in den Süden vorgestoßen waren, „der unmittelbare Zusammenhang mit noch nicht romanisierten Volkskräften“, (63) worüber die Franken verfügten. Wer aber die Schwäche der Goten erkennt, braucht zur Erklärung ihrer Niederlage nicht das böse Wort *Verrat*. Die Bemerkung, der Übertritt (der Römer zu Byzanz) wurde „sittlich zum Teil so scheußlich, so *verräterisch* vollzogen“, wäre dann unangebracht. Warum kam der Dichter Felix Dahn ohne den Verdacht von schlimmem, ungeheuerlichem Verrat nicht aus, auf den ein nüchterner Historiker nicht zurückgreifen müsste?

Weitere Fragen schließen sich an. Warum identifiziert sich ein humanistisch gebildeter deutscher Schriftsteller und Historiker im neunzehnten Jahrhundert ausgerechnet mit diesen „Barbaren“, wie er sie selbst nennt? Warum nicht mit den zivilisierteren Franken, die einem Deutschen doch näher liegen mussten, da sich das deutsche Reich bekanntlich aus dem Frankenreich Karls des Großen gebildet hat. Felix Dahn selbst schreibt über die Fehler und Laster der „Germanen“, also auch der Goten:

Verderblicher für die Schicksale des Volkes als Gesamtheit wurde ein anderer Zug: das unbändige Gefühl der Selbstherrlichkeit: dieser trotzige Stolz des Mannes, der auf sich allein, höchstens noch auf die Gesippen sich verlassend, niemanden sonst braucht, scheut und fürchtet, ist zwar Ausfluss der gewaltigsten germanischen Eigenschaft, der Heldenhaftigkeit: aber wie sie sich zum Teil daraus erklärt, dass der Staat, erst im Entstehen begriffen, nur wenige Aufgaben verfolgte und diese mit eng begrenzten Zwangsmitteln, so trug jene Selbstherrlichkeit andererseits das meiste dazu bei, den Staat auf jener unvollkommenen Stufe lange Zeit festzuhalten und namentlich eifersüchtig darüber zu wachen, dass er sein Zwangsrecht nicht über die hergebrachten Zwecke, Formen und Mittel hinausdehne. (G1/50)⁵

Hier ist ein wichtiges Thema dieses Aufsatzes angesprochen: Rassenmythos und Staatsidee. Die Franken waren in der Übernahme der Staatsidee schon weiter als die Ostgoten, also beträfe der Rassenmythos vor allem die Goten. Waren sie selbst von diesem Mythos eingenommen, oder war der Autor in seiner Fixierung auf die Ostgoten vom Rassenmythos geblendet? Aber was hätte dann die Selbstherrlichkeit des trotzigen und stolzen germanischen Mannes mit Tejas Ethos und mit der Sucht des jungen Athalarich zu tun, im Schönen unterzugehen? Wir haben jetzt verschiedene Bilder der Goten, die nicht zusammenpassen, die wir aber trotzdem zu einer Gesamtkonzeption zusammenfügen wollen.

Wir suchen also zunächst nach subjektiven Bedingungen der Weltanschauung des Felix Dahn. Warum diese Fixierung auf die Ostgoten, warum übergeht er die Franken? Dazu nur ein Detail aus *Ein Kampf um Rom*: Alle Kräfte, die sich den Ostgoten entgegenstellen oder die ihnen die Hilfe verweigern, sind in Felix Dahns Augen grundsätzlich Verräter. Die Oströmer, die Vertreter der *Roma aeterna* wie Cethegus, die Franken, die sich den Ostgoten nicht anschließen, alle sind sie Verräter. Aber die Erzfeindin der Goten soll nach Felix Dahn die sterbenskranke, aber immer noch schöne, unter Gewissenqualen leidende Kaiserin Theodora gewesen sein, die Gattin des Kaisers Justinians, die fromme Hure, die ständig neue Kirchen baute, un-

⁵ Felix Dahn, *Die Germanen*, Bd.1 und Bd. 2, Neudruck: Mundus Verlag 2000, zitiert G1 und G2

ter anderen die weltberühmte *Hagia Sophia*. Sie ist unter den vielen, im *Kampf um Rom* vorkommenden Furien, die eigentliche Hexe, hauptverantwortlich dafür, dass Justinian, der Kaiser des oströmischen Reichs, den Ostgoten den sicheren Besitz Italiens verweigerte, um sie in den Untergang zu treiben. Als alle männlichen Mitglieder des Senats von Byzanz sich anschickten, vor den aggressiven Ostgoten zu kapitulieren, habe nur sie, wie eine Schlange auf-fahrend, aus religiösem Fanatismus den Krieg verlangt, um endlich die arianische Ketzerei auszurotten. (821f.). Für den Autor eines historischen Romans ist der Versuch, seinen Stoff zu aktualisieren, durchaus legitim. Aber mit seinen Anspielungen an *Ketzer* und *Ketzerverfolgung* späterer Zeit rückt Felix Dahn Kaiser Justinian in geistige Nähe zum Papst und seine Ostgoten in eine gefühlte Verwandtschaft mit den Protestanten während ihrer größten Bedrohung im Zeitalter der Gegenreformation. In Wahrheit aber sah der Autor im Germanentum und im Christentum antagonistische Gegensätze, wie er an anderer Stelle andeutete.⁶

Was steckt hinter dieser eklatanten Geschichtsklitterung? War Felix Dahns völkische Weltanschauung vom Katholikenhass eines im katholischen München aufgewachsenen Protestanten bestimmt oder hat er ähnlich wie Nietzsche eine grundsätzliche Aversion gegen die christliche Religion, vielleicht auch gegen die christliche Moral?

Die heute übliche Methode, Erscheinungen der deutschen Geistesgeschichte zu untersuchen, greift zu kurz, weil sie die deutsche Philosophie ausblendet. Stattdessen wird von der *Religion* des deutschen Nationalismus gesprochen,⁷ von der *Traumwelt* deutscher Nationalisten. Man spricht vom Neuheidentum der Vertreter der germanischen Weltanschauung, zu denen auch Felix Dahn zu rechnen ist. Aber wie konnte mitten im fortschrittlichen, aufgeklärten 19. Jahrhundert plötzlich ein Wotansglaube entstehen? Aus welchem Nährboden schoss der empor? In Verbindung mit Heidentum oder Neuheidentum ist von einer metaphysischen Aufwertung des Volks, von „völkischem Denken“ die Rede, ohne dass dieser Begriff erklärt wird. Dazu schreibt ein Hans-Rüdiger Schwab im Nachwort zu *Ein Kampf um Rom*:

Unverkennbar handelt es sich bei diesem Bewusstsein um ein Säkularisationsprodukt – wie überhaupt, Dahn zufolge... in seiner Sicht des Daseins „viele, viele den Trost gefunden haben, den ihnen der verlorene Kirchenglaube zu spenden nicht mehr vermochte“. Das Volk wird zu einem mit religiösen Weihen ausgestatteten Ersatzmythos aufgeladen, der für den einzelnen, sofern er sich uneingeschränkt nach dieser ihm vorgegebenen Ganzheit ausrichtet, Lebenssinn stiftet (und dem an individueller Erlösung orientiertem Christentum überlegen zu sein behauptet). Dass man selbst „nichts“, sein Volk aber „alles“ sei, wurde zum Leitbild aller autoritär-kollektivistischen Systeme der Moderne, zu dessen Popularisierung auch dieser Roman beigetragen hat... (1090)

Hier wird das völkische Denken unmittelbar aus der Religion, als deren „Säkularisationsprodukt“ abgeleitet. Übersehen wird dabei, dass dieser Akt der Säkularisierung lange vorher bereits von der idealistischen Philosophie geleistet wurde, so dass der Ursprung des völkischen Gedankens, dass nur das Volk die Unsterblichkeit des Einzelnen garantiere, schon in Fichtes *Reden an die deutsche Nation* zu finden ist.⁸ Auch der im realexistierenden Sozialismus angestrebte „neue Mensch“ – Fichte spricht von einem „neuen Menschengeschlecht“, das jeglichen Egoismus überwinden werde, was durch eine Nationalerziehung zu schaffen sei, zu deren Vorbedingung die Trennung der Kinder von ihren Eltern gehöre, - wird in der 11. dieser Reden gefordert.

⁶ „Die Goten nun nehmen nachweislich in Masse das Christentum erst gegen Ende des IV. Jahrhunderts an als Bedingung der Aufnahme in das römische Reich, welcher Entschluss als einzige Rettung vor den Hunnen erschien: ja, sie geben sich, die Römer täuschend, zu diesem Zweck für Christen aus. (Eunapius ed bonn.p.82) *Vor dieser Nötigung* hatten sie die von Kaiser Valens importierte Lehre, als dieselbe Freiheit und Landfrieden bedrohte, zuletzt mit Gewalt abwehren müssen.“ Bausteine, Rechtsphilosophische Studien, Berlin 1883,S.170f.

⁷ Hans Rudolf Wahl, Die Religion des deutschen Nationalismus, Heidelberg 2002

⁸ Vgl. *die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volks*, 4. Aufsatz

Schon im 5. Aufsatz über Lagarde wurde der Übergang von der idealistischen Philosophie Fichtes zu einer antisemitischen Weltanschauung beschrieben, doch war diese Herleitung insofern unbefriedigend, als sich Lagarde nicht als Philosoph fühlte, sondern als Religionswissenschaftler politisierte. Im Falle Felix Dahns liegen die Dinge ungleich günstiger, weil dieser Jurist, Historiker, Philosoph, Schriftsteller und Dichter die abendländische Philosophie von Platon bis Hegel intensiv studiert hatte, und zwar unter der Anleitung eines hervorragenden Lehrers der Philosophie, Karl von Prantl, von dessen Lehren er sich später absetzte, womit kein Bruch mit der idealistischen Philosophie gemeint war. Also lässt sich der Übergang von der idealistischen Philosophie Kants und Fichtes zu einer nationalistischen und antisemitischen Weltanschauung an Felix Dahns geistiger Entwicklung besser nachvollziehen, als bei Lagarde. Dabei wird uns folgende besonders Frage interessieren. Grundet sich Felix Dahns Weltbild auf die klassische deutsche Philosophie, auf Kant und Fichte? Sind tragende Elemente dieser Philosophie durch ein Missverständnis in die germanische Weltanschauung gelangt? Wenn ja, durch welches?

Wer den Begriff *Germanenmythos* in den Vordergrund stellt⁹, ohne zu beachten, wie dieser bei Felix Dahn mit dem Ariernmythos verbunden ist, verstellt sich den Blick für dessen Nähe zu Hitler.

In allen modernen Publikationen taucht immer wieder der Begriff Darwinismus auf, um Felix Dahns Weltanschauung zu charakterisieren. Nun hatte dieser tatsächlich um 1863 eine intensive darwinistische Phase, in der er alles las, was von Darwin veröffentlicht wurde. (E4,1/60) Seine Lesart des Darwinismus hat also seine tragische Weltanschauung, die schon früher entstanden war, verstärkt, was allerdings nur durch eine ganz individuelle Interpretation der Lehren Darwins möglich wurde, denn an sich sind Darwinismus und tragische Weltansicht extreme Gegensätze. Darwin lehrt bekanntlich *the survival of the fittest*, während die tragische Weltanschauung davon ausgeht, dass das Edle, Zarte, Schöne dem Schlechten, Bösen, Roh-Gemeinen unterliege. (s. o.)

Hier herrschen noch immer die größten Missverständnisse vor. Bei Hans-Ulrich Wehler, einer anerkannten Kapazität für deutsche Geschichte,¹⁰ lese ich:

Unleugbar hat dieser Sozialdarwinismus sich erst seit den 70/80er Jahren in den westlichen Industrieländern ausgebreitet und nachweisbar beträchtlichen Einfluss ausgeübt, aber erst in der rassistischen Radikalisierung durch den Nationalsozialismus seinen Gipfel erreicht. (179)... ***Darwin... wurde dann selber gleichsam der erste Sozialdarwinist, als er den Aufstieg der „sog. Arischen Rasse“ in Europa, vor allem aber in den Vereinigten Staaten als schlüssigen Beweis für die Gültigkeit seiner Theorie auch in der Menschenwelt hinstellte, ja explizit einer rassistischen Auslegung des Sozialdarwinismus den Boden bereite...*** *Seiner funktionellen Bedeutung nach konnte er den herrschenden Gruppen sowohl den Einklang mit dem Fortschritt als auch die Notwendigkeit des Status quo garantieren; zugleich erlaubt er, die Emanzipationswünsche der Arbeiterschaft – oder auch der Kolonialvölker als nutzloses Aufbegehren der minderwertigen Unterlegenen im Kampf ums Dasein abzutun.* (180f.)

Hier gehen zwei Begriffe durcheinander. Wenn Darwin von der „arischen Rasse“ sprach, meinte er die weißen Angelsachsen oder Englisch sprechenden Weißen im Gegensatz zu den Kolonialvölkern, also z.B. den Schwarzafrikanern, den Chinesen oder Arabern, vielleicht auch im Gegensatz zu den Schwarzen in den USA. Aber zwei Tatsachen verbieten es, eine so enge Verbindung von Nationalsozialismus und Darwinismus herzustellen, wie Hans-Ulrich Wehler das macht.

1) Im „Ariernachweis“, den die Deutschen unter Hitler erbringen mussten, hatte das Wort *Arier* einen ganz anderen Sinn, es stand ausschließlich im Gegensatz zu *Jude*. Die Juden in Deutschland waren eine wirtschaftliche, geistige und künstlerische Elite; bis 1933 waren 27% der deutschen Nobelpreisträger Juden, die nur 1% der deutschen Gesamtbevölkerung aus-

⁹ Rainer Kipper, *Der Germanenmythos im Deutschen Kaiserreich*, Göttingen 2002

¹⁰ Hans-Ulrich Wehler, *Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918*, 5. Auflage, Göttingen 1983

machten. Die Zahlen über den Anteil von Juden in den Chefetagen deutscher Unternehmen und Banken sind ähnlich. Und ähnlich liegen übrigens heute die Zahlen für die USA. Hier von „unterlegenen Minderwertigen“ zu reden wäre absurd.

2) Passte die Rede von *survival of the fittest* überhaupt nicht auf die Elite des Dritten Reiches, im Gegenteil. Schon Nietzsche sprach von der „*Austilgung* der bestgeratenen Männer durch den Krieg.“ (KSA 13/431) Und in Hitlers *Mein Kampf* heißt das: „Die Besten fallen im Krieg.“ *So ergibt das Ende des Krieges folgendes Bild: Die mittlere breite Schicht der Nation hat ihren Zoll an pflichtgemäßen Blutopfern gebracht; das Extrem der Besten hat sich in vorbildlichem Heldentum fast restlos aufgeopfert; das Extrem der Schlechten... ist leider ebenso restlos erhalten geblieben.* (Mein Kampf 1935, 583)¹¹

Jedenfalls hatte der Nationalsozialistische Arierbegriff eine ganz andere Färbung und Funktion als der darwinistische; Hitlers Begriff ist von der Sprache abgeleitet und war über die Sprache eine enge Verbindung mit der Philosophie des deutschen Idealismus eingegangen. Das bedeutet keineswegs, sozialdarwinistisches Denken hätte die Präfaschisten und Faschisten nicht beeinflusst, aber unter dem Vorzeichen des deutschen Idealismus hat in deutschen philosophischen Köpfen die Lehre Darwins ganz anders gewirkt als unter „platten Angelsachen“, die diese Philosophie nicht kannten, was man u. a. am Beispiel Felix Dahns zeigen kann. Um es auf eine einfache Formel zu bringen: im deutschen Idealismus entstand eine *verkehrte Welt* (2. Aufsatz), die mit Darwins nüchterner Sicht nichts gemeinsam hat. Kurz gesagt: Hans-Ulrich Wehler spielt ein heute in Deutschland sehr beliebtes Spiel: der Schwarze Peter soll irgendjemandem zugespült werden, möglichst einem Ausländer, in diesem Falle also Darwin.

Die Entstehung von Felix Dahns weltanschaulicher Orientierung lässt sich mit einer Kurzbiographie grob skizzieren, wie sie sich bei Rainer Kipper findet: Felix Dahn wurde 1834 in Hamburg geboren und wuchs als Protestant in München auf. Er scheint aus dieser Zeit eine starke Aversion gegen alles Katholische behalten zu haben, die in sein subjektiv gefärbtes Weltbild einging. (Kipper, 119f.) Schon der Vater, der als Schauspieler am königlich bayerischen Hof- und Nationaltheater im Kontakt zur aristokratischen Hofgesellschaft stand, wurde im Gegensatz zu seiner Frau als „starrer deutscher Idealist“ geschildert. Schwere Schicksalsschläge, wie die Ehescheidung seiner Eltern, verstärkten eine melancholisch-trotzige Grundstimmung. Seine schon früh gewählte Devise lautete im Rückblick: „Also: Pflicht und Arbeit, Arbeit und Pflicht bis zum Umfallen, und wenn zu einem frühen Tod, den ich bestimmt ahnte – desto besser.“ Vom Christentum wandte er sich früh ab. Das eigentliche Interesse des jungen Studenten galt der Philosophie; Jura betrieb er als Brotstudium nebenher. Unter dem Einfluss seines philosophischen Lehrers Karl von Prantl verfasste er eine anonyme antiklerikale Kampfschrift. Später arbeitete er als Jurist, Historiker und Schriftsteller. Er war als Professor an den Universitäten München, Würzburg, Königsberg und Breslau tätig. Politisch war er Zeit seines Lebens ein Liberaler, als Mitglied des Alldeutschen Verbandes eher dem nationalen, nationalistischen Flügel zuzuordnen. Neben seiner Universitätslaufbahn hat er ständig Bühnenstücke, Gedichtbände, Romane und Erzählungen publiziert, weltberühmt wurde er durch den historischen Roman *Ein Kampf um Rom*. (1876) Er starb 1912 in Breslau.

¹¹ Hat Hitler wohl in seinen Reden vor dem „militärischen Führernachwuchs“ (Adolf Hitlers Geheimrede vor dem „Militärischen Führernachwuchs“ vom 30.5.1942, Dr. Henry Picker, Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier, Stuttgart 1976, S.491- 502) seine tragische Weltsicht enthüllt? Was wird er gesagt haben: „Der Beste kommt durch?“ oder „der Beste wird fallen?“ Natürlich hat er sich den jungen Offizieren als optimistischer Darwinist präsentiert. Also bliebe die Möglichkeit offen, dass Hitler selbst von seiner tragischen oder besser nihilistischen Weltsicht oft nichts wusste, ja nichts wissen wollte, ganz ähnlich wie sich weder Nietzsche noch Felix Dahn Pessimisten oder Nihilisten nennen wollten, obwohl sie es für den Außenstehenden ganz eindeutig waren.

1. Die Konfessionsspaltung

Über Karl den Großen heißt es bei Felix Dahn lapidar: *man erbehte in Italien vor dem bloßen Anblick Karls des Großen* (s. u.). Offenbar entsprach dieser König, dem die Geschichtsschreibung den Ehrennamen *der Große* zuerkannt, schon auf Grund seiner Körpergröße dem Bilde des germanischen Recken. Aber das war dann schon die einzige Größe, die Felix Dahn an Karl dem Großen gelten ließ, weil er eine der wichtigsten Leistungen des großen Frankenkönigs, mit dem er die Grundlage legte für das spätere ostfränkisch-deutsche Reich, nämlich die Unterwerfung der wilden Sachsen, nur mit vernichtenden Zynismen begleitete, als habe „das Christentum“ damals Völkermord begangen.

.... das Land war – auf diese Weise – der Religion der Liebe „gewonnen worden“: es lag die Ruhe des Grabes darüber. (G2/345)

Hier hatte selbst ein Hitler mehr Verständnis für die historisch notwendigen Zusammenhänge.¹² Die Unterwerfung der Sachsen war historisch notwendig, um das Deutsche Reich, ja um das deutsche Volk zu gründen, weil sich sonst die Sachsen vielleicht den Dänen angeschlossen hätten. Am Anfang von Staatsgründungen steht immer die Gewalt, auch im Falle der Gründung der USA, die zwar Ende des 18. Jahrhunderts nach dem Unabhängigkeitskrieg zunächst mit demokratischen Wahlen und diplomatischen Mitteln aus der Taufe gehoben wurden, aber als sich dieses Staatesgebilde 1861 an der Frage des Schutzzolls und der Sklaverei spaltete – beides hing miteinander zusammen – hat Abraham Lincoln die Einheit der Nation durch den so genannten Sezessionskrieg gerettet. Und obwohl dieser erste moderne Krieg der Weltgeschichte die Amerikaner mehr als eine halbe Million Tote kostete, wird Lincoln heute unangefochten als einer der größten Präsidenten der USA gefeiert. Warum wurde Karl dem Großen die Unterwerfung der Sachsen so oft übel genommen? (Vgl. *Karl der Große* 15. Aufsatz) Wenn man Felix Dahns Urteile über die „falschen“ katholischen Franken (s.u.) hinzunimmt, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, hier verstelle die unsägliche Kirchenspaltung einem protestantischen Historiker den rationalen Blick auf die deutsche Geschichte. Warum war Felix Dahns Sicht, welche die Ostgoten den Franken vorzog, irrational? Weil ihm damit jegliches Verständnis für die Bedeutung der Institution des Staates fehlte, ein Defizit, das sich noch in der Weimarer Republik bei der Mehrheit der völkisch denkenden Großdeutschen fand, die Österreich gegen den Widerstand der Alliierten dem Deutschen Reich anschließen wollten.

Felix Dahn scheint jedenfalls ein besonders deutliches Beispiel für die verhängnisvolle Wirkung der Kirchenspaltung zu sein, die sich auch im fast rein katholischen München sehr massiv auswirkte. So schreibt er über seine Gymnasialzeit:

*.... bis in die sechziger Jahre.... gab es eine königlich baierisch katholische und eine königlich baierische protestantische Weltgeschichte: d.h. der Geschichtsunterricht ward beileibe nicht von einem Gymnasialprofessor erteilt, der aus diesem Fach, nach besonderem Studium, geprüft worden, sondern der katholische Religionslehrer – natürlich Priester – war **als solcher** Geschichtspräsident für die Katholiken, der protestantische – meist ein blutjunges Predigtamtskandidatlein! – als solcher für die Protestanten.* (E1/175)

Felix Dahn war durch seine private Lektüre von Geschichtsbüchern diesen Geschichtslehrern weit überlegen. Und trotzdem blieb er offenbar Zeit seines Lebens von einem rein konfessionellen Blick auf die deutsche Geschichte geprägt. Mit Karl dem Großen hat er sich sehr spät

¹² Während die Völkischen in Karl dem Großen nur den „Sachsenschlächter“ sahen, erklärte Hitler in den *Tischgesprächen im Führerhauptquartier* (Dr. Henry Picker, Stuttgart 1976, S.100): „Karl der Große war einer der größten Menschen der Weltgeschichte, da er es fertig gebracht hat, die deutschen Querschädel zueinander zu bringen.“

leidlich¹³ ausgesöhnt; war er der Gefangene tiefer antikatholischer Vorurteile eines typischen Protestanten gewesen?

Angesichts seiner militaristischen Kinder- und Jugendspiele (siehe unten) resultierte aus der Überbewertung des Alten Testaments, das auch im Geschichtsunterricht behandelt wurde, ein verständlicher Überdruß an der jüdischen, ziemlich unkriegerischen Geschichte.

Wissensdurst und Bedürfnis der Einbildungskraft verlangten ... nach immer neuem Stoff. Derjenige, welcher mir zunächst zugeführt wurde, war mir nun freilich weder neu noch zu ritterlicher Verherrlichung besonders angetan: immer wieder die schon aus der Religionsstunde bekannten alten Geschichten von den Juden, von den Linsen und Lämmern und dem Auszug aus Ägypten, wobei es gar nicht zum Fechten kam. (173)

Außerdem gab es im katholischen München, zumal für einen Protestanten, eine Reihe von Gründen, alles Katholische entschieden abzulehnen.

Ein fanatischer Priester, Eberhard hieß er, donnerte auf der Kanzel in München gegen die gemischten Ehen, trug Unfrieden und bis zur Scheidung führende Zerrüttung in gar viele Familien. Da eines Tages stand einer unserer besten Schüler weinend in der Klasse auf und beschwerte sich beim Professor, dass seine Nebenschüler ihn „Bastard“ schalten als das Kind einer solchen Mischehe.

Durch die dumme Einrichtung einer katholischen und einer protestantischen Weltgeschichte wurde der Hader unter uns nicht verhütet, sondern hervorgerufen, verschärft und vergiftet, und wir Tertianer führten die leidenschaftlichsten Religions- bzw. Schimpfgespräche. (183)

Auch wenn Felix Dahn später im Kulturkampf seine antikatholische Haltung leicht korrigierte, ließ sich ein Fehler seines wahrscheinlich konfessionell geprägten Geschichtsbilds nicht mehr korrigieren: sein völkisches Denken. Dieses ist ein facettenreicher, schwer zu fassender Begriff. Aber ein wichtiger Aspekt des völkischen Denkens ist die Verwechslung von *germanisch* und *deutsch*. Und damit hatte es folgende Bewandnis: Das Deutsche Reich wurde als Ostteil des Fränkischen Reichs Karls des Großen mit der Erhebung Heinrichs I. zum ostfränkischen König im Jahre 919 gegründet. Vor dieser Zeit gab es nur Germanen, erst nach dieser Staatsgründung könnte man die Bewohner des ostfränkischen Reichs *Deutsche* nennen, auch wenn diese Bezeichnung erst später aufkam. Wenn also jemand – möglicherweise durch Antipathien gegen alles Katholische oder Christliche – keinen Zugang zu den Anfängen der deutschen Geschichte hatte, weil diese über die Franken verlief, dann blieb als Ersatz nur das völkische Denken, das zur Verwechslung von deutsch und germanisch führte, mit unliebsamen Konsequenzen; so nannte Felix Dahn Shakespeare einmal einen deutschen Dichter. (s.u.) Auf die Spitze getrieben hat diese Verwechslung H.St. Chamberlain, der jeden genialen Europäer, also Cervantes, Dante, Leonardo, Michelangelo nachträglich auf Grund einer mysteriösen Rasseeigenschaft zum *Germanen*, also eigentlich zum *Deutschen* machte. So trug das völkische Denken ganz erheblich zum Größenwahn der Deutschen bei.

2. Die Germanen als Glieder der arischen Völkerfamilie

So lautet der erste Abschnitt in Felix Dahns Geschichtswerk *Die Germanen*. Darin heißt es: *Die vergleichende Sprachforschung lehrt, dass die Germanen mit den Indern, Persern und Armeniern, den Greko-Italikern, den Kelten und den Letto-Slawen zu der sogenannten arischen Rasse gehören: das nämlich ergibt die Vergleichung der religiösen und rechtlichen Anschauungen dieser Völker. Aus der gemein arischen Ursprache ist, wie das Indische, Persische, Griechische usw. auch die gemein germanische Grundsprache hervorgegangen, aus*

¹³ Eigentlich blieb er bei seiner Linie; siehe seine Einleitung *Karl der Große in der Geschichte in Kaiser Karl und seine Paladine*, Sagen aus dem Kerlingischen Kreise, der deutschen Jugend erzählt von Therese Dahn, geborene Freiin von Droste-Hülshoff, Leipzig 1903.

welcher später die Sprachäste der einzelnen germanischen Gruppen sich abzweigten: das Gotische, Nordgermanische, das Altniederdeutsche und Althochdeutsche. (G1/9)

Der Begriff „arische Rasse“ wird also aus der Sprachwissenschaft abgeleitet. Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hatte Franz Bopp die Indogermanistik begründet, welche eine ganze Reihe gemeinsamer Merkmale der indogermanischen Sprachen feststellen konnte.

Soweit die Wissenschaft. Problematisch ist aber folgende Feststellung Dahns:

Der Name „Arier“, den sich diese Völker beilegen, wird erklärt als: „die Herren“, „die Edlen“ im Gegensatz zu den Nachbarn anderer Rassen. (G1/9)

Hier liegt eine Unklarheit vor. Niemand kann sich als „Herr“ über Nachbarn fühlen, sofern damit Leute in einem anderen Staat gemeint sind. Der „Arier“ kann diese Nachbarn irgendwie beeinflussen, beherrschen kann er sie nicht. Hier zeigt sich eine weitere Unklarheit eines bloß völkischen, den Staat ignorierenden Denkens. Wir fragen, wer sich hinter dem Begriff „Nachbarn anderer Rassen“ verbirgt. Man vermutet: der Jude. Aber bei Felix Dahn taucht der Jude als Gegenrasse zunächst nicht auf, zumindest nicht ausdrücklich; er ist aber im Arierbegriff als Gegensatz angelegt:

*Ich fasse den Artikel **Arier** in Kluges *Etymologischem Wörterbuch* (17. Aufl. 1957) zusammen: **ARIER**, **arisch**, Adj: Indoiran. *arya* „rechtmäßig, edel“ wird zum Namen der idg. Einwohner auf pers. und ind. Boden im Gegensatz zur (farbigen) Urbevölkerung. Aus dem Volksnamen entsteht der Ländername... **Iran**. Idg. *Ario* (Herr, Gebieter) lebt in den germ.-kelt. Männernamen *Ariovistus*... wohl auch gr. *áristos* „der beste“. Als Lehnwort aus Persien erscheint gr. *Arioi* seit Herodot. Der frz. Übersetzer des *Zend-Avesta* Anquetil du Perron vermittelt 1763 den Völkernamen dem Abendland, nach ihm prägt J.F. Kleukers 1776 die nhd. Namensform **Arier**, deren Ausdehnung auf alle Igd. Friedrich Schlegel anbahnt, die Schule des Grafen J.A. Gobineau vollzieht. 1881 spricht Wagner unklar genug von der „arischen Race“, wobei den Juden die Rolle der Nicht-Arier zufällt. Die dt. Sprachwissenschaft ist bei der Anwendung auf die indopers. Sprachen geblieben.*

Dass ausgerechnet Richard Wagner den Juden als Antipoden des Ariers ins Spiel gebracht haben soll, klingt unglaublich, da die Assoziation Jude = Semiten = Nichtarier durch die Indogermanistik in der Luft lag. Außerdem waren die Philosophen waren die eigentlichen Meinungsmacher in Deutschland, weshalb wir uns wenigstens einen Blick auf Hegel nicht ersparen können.

Doch zuvor zurück zu obigen Ausführungen Felix Dahns: Kein einziger Germane der Völkerwanderungszeit hat sich als Arier gefühlt, und zwar ganz einfach deshalb, weil er diesen Begriff überhaupt nicht kannte. Hier wird eine sehr späte Konstruktion von europäischen Intellektuellen im 18. Jahrhundert in die Geschichte, bzw. Vorgeschichte projiziert, was niemand ein wissenschaftliches Verfahren nennen kann. Offenbar spielen starke ideologisch-politische Interessen mit hinein, wie aus folgenden Wertungen deutlich wird.

Die Schilderung der Germanen bei Caesar und Tacitus erlaubte dem deutschen Nationalismus eine besondere Note, die Hervorhebung der militärischen Tugenden unserer Vorfahren, die im römischen Reich Furcht und Schrecken verbreiteten:

*Die wichtigste Tugend der Germanen war – denn sie allein hat ihnen erst Errettung, dann **Weltherrschaft** gebracht – jenes unvergleichliche Heldentum, jene Freude an Kampf und Gefahr als solchen, jene Wollust der Tapferkeit, welche Römer und Griechen mit Grauen zu schildern nicht müde werden: von dem Tage des „kimbrischen Schreckens“ an bis auf die Zeit, da **man in Italien vor dem bloßen Anblick Karls des Großen erbebte**. *Furor Teutonicus* und ähnliche Worte, welche Wut, Raserei, Wahnsinn und Kampflust ausdrücken, brauchen die fremden Quellen sehr häufig für jenen Ansturm, der todesfreudig, buchstäblich mit Lachen und Jauchzen, in Waffen und Wunden sprang. Man hat mit Recht drauf hingewiesen, dass der germanische Götterglaube, der in Wuotan diese Kampfeswut als Gott dargestellt und in den Freuden Walhalls dem im Kampf gefallenen Helden ein jenseitiges Leben nach seines Herzens liebsten Gelüsten verhieß, solche Todesfreudigkeit befördern musste. Aber man vergisst*

dabei, dass bei anderen Völkern ähnliche Zukunftsverheißungen nicht das gleiche Heldentum zu erwecken vermag: es ist vielmehr die germanische Volkseigenart, die auch jene Himmelsvorstellungen erzeugt hat und sich in diesem Heldentum darlebt: in allen Ariern steckte diese Anlage; aber während sie z.B. bei den Indern nach ihrer Südostwanderung in Erschlaffung unterging, hat sie der Einfluss des hohen Nordens bei den Skandinaviern, hat sie das tausendjährige Urwaldleben bei den Südgermanen dermaßen gesteigert, dass ihre Kampfeswut sogar die römischen Weltheroberer jahrhundertlang immer wieder erstaunt hat. (G1/43)

Dieses Germanenbild lebt noch vom Siegeserlebnis im deutsch-französischen Krieg von 1870/71, der den Deutschen, wie Dahn stark übertreibend bemerkt, die *Weltherrschaft* bescherte. Der „kimbrische Schrecken“ wurde tatsächlich von den Römern um die Zeitenwende bezeugt, aber berserkerhafte Wut ist nicht gleich militärischer Kompetenz. Was den Germanen, die gegen das römische Weltreich anrannten, offenbar fehlte, war die Fähigkeit zur politisch-militärischen Zusammenarbeit; die Tatsache, dass die um 375 n. Chr. einsetzende germanische Völkerwanderung allgemein auf den Druck der Hunnen zurückgeführt wird, lässt nicht gerade auf eine militärische Überlegenheit der Germanen an der „Ostfront“ schließen. Dass sie trotzdem immer tiefer ins römische Weltreich eindringen, hat mit einem tief greifenden soziologisch beschriebenen Wandel zu tun: das Reich entwickelte feudale Strukturen. Eine immer stärker werdende Oberschicht setzte sich den Rekrutierungsbemühungen der Kaiser erfolgreich zu Wehr, weil diese Grundbesitzer Arbeitskräfte brauchten für ihre riesigen Ländereien. Eine Folge war, dass es an römischen Soldaten fehlte und die Kaiser immer mehr auf germanische „Fremdenlegionäre“ angewiesen waren, die sich dann – wie die Ostgoten in Italien - ihrer Kontrolle entzogen.

Merkwürdig ist eine Bemerkung Dahns über die Inder, weil wir ihn hier bei einer metaphysischen Konstruktion ertappen. Die Inder, die sich von einer englischen Privatgesellschaft, der Ostindischen Handelskompanie, ohne nennenswerte Gegenwehr erobern ließen, passen nicht ins Bild der kriegerischen Indogermanen, also muss eine metaphysische, d.h. unbeweisbare Konstruktion erhalten. Ursprünglich, von den Genen her, seien die Inder genau solche Berserker wie die Kimbrer und Teutonen gewesen, aber unter dem Einfluss des südlichen Klimas seien sie erschlaft.

Zu den religiösen Vorstellungen der Germanen bemerkt Felix Dahn:

Es ist wahr: nicht ganz um ihrer selbst willen wird die Heldenehre gesucht, auch mit Hoffnung auf die Freuden Walhalls. Aber andere Religionen lassen es ja an solchen Reizmitteln zur Tugend wahrlich nicht fehlen; nur philosophische Sittlichkeit fordert die Pflichterfüllung allein um der Vernunftnotwendigkeit willen. (G1/143)

Unter „andere Religionen“ meint er, wie aus einer Anmerkung deutlich wird, „die Sittlichkeitslehre Gregors von Tours und der fränkischen Kirche überhaupt.“ Die „fränkische Kirche“ ist die katholische Kirche. Die Franken werden mit dem Christentum, genauer mit dem Katholizismus identifiziert.

*Das **Christentum** wurde nun von den **Franken** verbreitet, wohin immer sie kamen. König **Theudibert** schreibt mit Fug und Recht dem Kaiser, die Ausdehnung seines Reiches bis an **Pannonniens** Grenze sein ein „Fortschritt der Katholiken“, d.h. des Katholizismus. (G2/308)*

Damit geht das antikatholische Vorurteil des Autors auf die Franken über.

*Durch den verzweiflungsvollen Kampf ums Dasein mit der überlegenen römischen Macht musste übrigens die barbarische Neigung zur List unablässig gefördert werden, und wenigstens zum Teil hierauf ist es zurückzuführen, **wenn zumal die Franken eine erschreckende Treulosigkeit an den Tag legten – ihr Leumund war unter allen Germanen der Schlimmste.** (G1/47)*

Im Gegensatz zu den Franken hatten sich die Ostgoten zum Arianismus bekannt und sich damit gegen die katholische Kirche gestellt, was allein dadurch zu ihrem Untergang beigetragen hat, dass sie der katholischen Bevölkerung Italiens fremd blieben. Nun wird der Begriff Arianismus von Felix Dahn nicht erklärt, aus seiner Polemik gegen die von Heteronomie be-

stimmte fränkische Kirche, von der sich die Ostgoten absetzten, wird ein anderer Zusammenhang vage angedeutet.

An der Tatsache, dass Felix Dahn in seiner tragischen Weltsicht Karl den Großen strikt ablehnte, dass er also die Ostgoten den Franken vorzog, die für die deutsche Geschichte doch ungleich wichtiger wurden, zeigt, dass er zwar ein Freund der Germanen, aber eigentlich kein Deutschnationaler war. Trotzdem wird man ihn dem Deutschtum zuordnen, aber darunter wäre dann nicht das geschichtliche Deutschland gemeint, keine politische Größe, sondern eine „geistige“, gemeint ist der „deutsche Volksgeist“, auf den noch näher eingegangen wird. Felix Dahn schuf sich ganz ähnlich wie H. St. Chamberlain seine Germanen der Völkerwanderungszeit nach einem Idealbild, das jedem Kenner der deutschen Philosophie vertraut war: Die philosophische Sittlichkeit; das ist der Hintergrund der oben zitierten Sätze: *nicht ganz um ihrer selbst willen wird die Heldenehre gesucht, auch mit Hoffnung auf die Freuden Walhalls. Aber andere Religionen lassen es ja an solchen Reizmitteln zur Tugend wahrlich nicht fehlen; nur philosophische Sittlichkeit fordert die Pflichterfüllung allein um der Vernunftnotwendigkeit willen.*

Hier wurden offensichtlich zentrale Begriffe von Kants Moralphilosophie durchgepaust. Die Freuden Walhalls sind erotisch-sexuell. Wenn ein Krieger auf dieses „Reizmittel zur Tugend“ verzichtet, handelt er nach dem erstmals von Kant aufgestellten Ideal der philosophischen Sittlichkeit. Chamberlain hat in seinen *Grundlagen* Kants Forderung nach *Autonomie des Willens in der Moral* bereits in den Germanen der Völkerwanderung als „Tatsache“ (509) entdeckt (14. Aufsatz). Zu solch kühner Geschichtsklitterung ließ sich Felix Dahn noch nicht hinreißen. Aus der Autonomie des Willens in der Moral hat die germanische Weltanschauung die Vorstellung eines „arteigenen Sittengesetzes“ entwickelt. Felix Dahn war noch kein konsequenter Immoralist, wie später H. St. Chamberlain. So hat er eine angeblich germanische Sitte an einer Stelle als besonders grausam gewertet:

Durchaus nicht unvereinbar mit den hohen und edlen religiösen, auch mit manchen entsprechenden sittlichen Anschauungen sind ferner bei einem Volke rauer Sitten einzelne Züge der Rohheit, ja Grausamkeit und Wildheit.

Der Vater hatte die Entscheidung, das auf dem Schild vor seine Füße niedergelegte neugeborene Kind aufzunehmen oder liegen zu lassen: - letzteres durchaus nicht nur in dem Fall und aus dem Grund, dass er die Vaterschaft nicht anerkannte. Das nicht aufgenommene Kind war dem Tod, wohl durch Aussetzung preisgegeben: doch durfte dies nicht mehr geschehen, wenn irgend Speise bereits seine Lippen genetzt hatte. Dass Greise sich selbst töten müssen oder getötet werden, davon begegnen vereinzelte Spuren und Erinnerungen. (G1/47)

Die Quellenlage für diese Thesen ist, wie der Autor selbst zugibt, sehr spärlich. Zu dem weiteren Grund als die Weigerung, die Vaterschaft anzuerkennen, führt Dahn an anderer Stelle an:

Die in der Volksart begründete kräftige Leibesanlage (schwächliche oder gar verkrüppelte Kinder wurden ursprünglich von dem Vater nicht „aufgehoben“, d.h. sie wurden dem Tod ausgesetzt) wurde schon durch den Einfluss des ausschließlichen Waldlebens von selbst, dann aber auch durch absichtliche Abhärtung, Ausbildung und Übung vom zartesten Alter an gesteigert... (G1/40)

Felix Dahn folgt hierin dem Tacitus.¹⁴ Damit erscheint die „grausame“ Praxis, manche Neugeborene dem Tode auszusetzen, in ganz anderem Licht. Trieben die alten Germanen schon eine bewusste Eugenik, um durch Ausmerzungen „lebensunwerten Lebens“ die eigene Rasse widerstandsfähiger zu machen, mit anderen Worten für den Lebenskampf zu züchten? In vielen Naturvölkern gab es vor der Christianisierung keinerlei Hemmungen, Neugeborene aus welchen Gründen auch immer zu töten; von Griechen und Römern ist diese Praxis noch in historischer Zeit bekannt.¹⁵

¹⁴ Tac. Germania 19, vgl. den Kommentar von Dr. Kurt Woyte (Reclam-Verlag, Stuttgart 1969), S.62

¹⁵ Siehe: *das Aussetzen ungesunder oder unerwünschter Neugeborener* (9.Aufsatz)

Dazu eine kritische Frage: In der Germania-Ausgabe von Curt Woyte heißt es im Kommentar:

Die Angaben zu Schluss des Kapitels sind ungenau; denn Missgeburten, Krüppel und Bastarde durften ausgesetzt oder auch getötet werden, solange sie noch keine Nahrung zu sich genommen oder noch keinen Namen angenommen hatten. (19)

Eine Quelle gibt der Curt Woyte nicht an. Verdächtig ist die präzise Angabe des letzten Halbsatzes. Ich bezweifle, ob es Bräuche gab, die allen Germanen bis in Einzelheiten gemeinsam waren. Schließlich handelt es sich um viele verschiedene Stämme, auf ein großes Territorium verstreut. Misstrauisch macht aber auch, dass der zugegeben unklare Text von Tacitus in Woytes Übersetzung anders lautet:

Die Zahl der Geburten zu beschränken oder ein nach dem Erben geborenes Kind zu töten, gilt als Schandtat, und mehr vermögen dort gute Sitten als anderswo gute Gesetze. (19)

Ich interpretiere den Text so: Da man das erbberechtigte Kind nicht töten wird, also wohl das erstgeborene, wird man auch die zweiten, dritten und vierten Kinder nicht töten. Der Verdacht entsteht, hier hat man versucht, in eine dunkle Stelle bei Tacitus eigene „rassenhygienische“ Vorstellungen, die eher im römischen Reich praktiziert wurden, unseren Vorfahren zu unterstellen.

Einige Autoren bringen hier den Begriff Darwinismus allzu sehr ins Spiel. Felix Dahn, der die kriegerischen Werte der Germanen beleben wollte, sei Darwinist gewesen und damit meint man vor allem seine Forderung nach „Überwindung“ der jüdisch-christlichen Moral. Dies ist insofern fraglich, als Felix Dahns tragische Weltsicht ohne Einwirkung von darwinistischen Gedanken entstanden ist, weil zwischen tragischer Weltsicht und Darwinismus, wie bereits gezeigt, ein Gegensatz besteht. Dahns Vorstellung, die jüdisch-christliche Moral zu überwinden, geht auf viele Faktoren und Einflüsse zurück. Sie stammt aus seinem Erleben, das von gesellschaftlichen Faktoren geprägt war. So hat die Militarisierung der deutschen Gesellschaft schon die Spiele des Heranwachsenden bestimmt, wie noch gezeigt wird. Diese stand in krassem Widerspruch zum Geschichtsunterricht am Gymnasium. Denn in den „alten Geschichten von den Juden, von den Linsen und Lämmern und dem Auszug aus Ägypten (kam) es gar nicht zum Fechten“.

Wer *Ein Kampf um Rom* mit den vielen ausführlichen Schlachtenschilderungen gelesen hat, kann ermessen, wie frustriert der junge Felix von diesem Geschichtsunterricht war.

Dazu noch eine Beobachtung. Im der Schlusspassage der Kapitels Götterglaube und Götterverehrung (der Germanen) findet sich eine auffällige Bemerkung:

Heldentum... Treue... Keuschheit des Weibes – *das sind die heidnischen Tugenden, die der große Römer (Tacitus) an unseren Ahnen bewundert; sie haben unser Volk zuerst in der furchtbaren römischen Gefahr gerettet – mit jener Lehre von der dem zweiten Schlag darzubietenden anderen Wange wären sie vor den „Söhnen der Wölfin“ über gefahren.... (G1/143)*

Hätte ein Franzose, Däne oder Engländer, der damals anders als Felix Dahn in der Schule nationale Geschichte gelernt hat, in diesem Zusammenhang ähnlich provokant wie Felix Dahn an die Bergpredigt erinnert? Jedem dieser Schüler wäre klar gewesen, dass man auch christliche Staatsmänner in ihrem politischen Handeln nicht an der Bergpredigt messen kann. Dagegen muss es den jungen Felix, der schon viele Geschichtsbücher gelesen hatte, gejuckt haben, das „Predigtamtskandidatlein“, das ihm Geschichte beibringen sollte und von der Bergpredigt nicht loskam, mit weltmännischer Überlegenheit zu provozieren. Schon so erklärt sich sein Immoralismus.

Der eigentliche Hintergrund von Felix Dahns sozialdarwinistischen Vorstellungen liegt jedoch in seiner tragischen Weltsicht selbst, die er in Anlehnung an philosophische Gedanken Kants und Fichte entwickelte.

Wer den arischen Mythos übersieht und nur vom Germanenmythos Felix Dahns redet, übersieht den philosophischen Hintergrund Felix Dahns und Hitlers, den ich ganz kurz zusammenfassen möchte: Der arische Mythos hat in der deutschen Philosophie und in der germanischen Weltanschauung den Sinn, Kants Lehre von der Autonomie des Willens in der Moral histo-

risch zu fundieren und die jüdischen Wurzeln unserer Religion, ihre Wurzeln in der „jüdischen Gesetzesreligion“ abzuwerten.¹⁶

Um dies zu zeigen, könnte man auf Schopenhauer zurückgreifen; ich möchte mich jedoch auf **Hegel**¹⁷ beschränken.

Während Hegel die Chinesen und Inder dem Orient zuzählt, rechnet er die vorderasiatischen Perser zum kaukasischen, d.h. europäischen Stamme. (215) Die eigentlichen Arier sind also nach Hegel, der sich auf Anquetil Duperron und auf Herodot beruft, nicht die bloß dahinvegetierenden Inder, sondern die Perser, und Hegel kann seine Sympathien für die arische Religion der Perser nicht verhehlen, die ihm als die eigentlich philosophische, geistige Religion gilt. Die Religion Zarathustras erscheint als Vorbild der idealistischen Philosophie Hegels:

*Die Hauptsache, die uns hier besonders angeht, ist die **Lehre** des Zoroaster.*

Er spricht nicht von der Religion, sondern vor der Lehre des Zarathustra. *Diesem Volke (den arischen Persern) nämlich kam zum Bewusstsein, dass die absolute Wahrheit die Form der Allgemeinheit, der Einheit haben müsse. Dies Allgemeine, Ewige, Unendliche enthält zunächst keine Bestimmung als die schrankenlose Identität. Eigentlich ist dieses ... auch die Bestimmung Brahmans. Aber den Persern wurde dieses Allgemeine zum Gegenstand, und ihr Geist wurde das Bewusstsein dieses seines Wesens, wogegen bei den Indern diese Gegenständlichkeit nur die natürliche der Brahmanen ist und als reine Allgemeinheit nur durch Vernichtung des Bewusstseins für dasselbe ist. Dieses negative Verhalten ist bei den Persern zum positiven geworden, und der Mensch hat eine Beziehung zum Allgemeinen auf diese Weise, dass er sich darin positiv bleibt. Dieses Eine, Allgemeine ist freilich noch nicht das freie Eine des Gedankens, noch nicht im Geist und in der Wahrheit angebetet, sondern ist noch mit der Gestalt des Lichtes angetan....* Die Perser haben also noch nicht ganz die Stufe Hegels erreicht, der das Allgemeine im Geist und in der Wahrheit „anbetet“, sondern ihnen erscheint Gott noch in der Erscheinung des Lichts. Aber dieses Licht sei schon fast Gott, die Wahrheit und das Gute.

Aber das Licht ist nicht Lama, nicht Brahma, nicht Berg, nicht Tier, nicht diese oder jene besondere Existenz, sondern es ist die sinnliche Allgemeinheit selbst, die einfache Manifestation. Die persische Religion ist somit kein Götzendienst, verehrt nicht einzelne Naturdinge, sondern das Allgemeine selbst. Das Licht hat die Bedeutung zugleich des Geistigen; es ist die Gestalt des Guten und Wahren, die Substantialität des Wissens und Wollens sowohl wie auch aller natürlichen Dinge. Das Licht setzt den Menschen in den Stand, dass er wählen könne, und wählen kann er nur, wenn er aus der Versenktheit heraus ist. (220f.) Es folgt die Charakterisierung von Ormuzd und Ahriman, des guten und des bösen Gottes, und die Bestimmung der Position des Menschen zwischen beiden. Der Mensch hat sich zwischen diesen beiden Göttern zu entscheiden.

Es wird somit hier erfordert, dass der Mensch gut sei: der eigene Wille, die subjektive Freiheit wird vorausgesetzt. (223)

Ormuzd ist Herr des Lichts und schafft alles Schöne und Herrliche der Welt... Er ist das Vortreffliche, das Gute, das Positive in allem natürlichen und geistigen Dasein. ... Zoroaster fragt den Ormuzd, wer er sein; er antwortet: Mein Name ist Grund und Mittelpunkt aller Wesen, höchste Weisheit und Wissenschaft, Zerstörer der Weltübel und Erhalter des Alls, Fülle der Seligkeit, reiner Wille usw. Was von Ormuzd kommt ist lebendig, selbständig und dauernd, das Wort ist ein Zeugnis desselben, die Gebete sind seine Produktionen. Finsternis ist dagegen der Körper des Ahriman, aber ein ewige Feuer vertreibt ihn aus den Tempeln. Der Zweck eines jeden ist, sich rein zu halten und diese Reinheit um sich zu verbreiten. Die Vorschriften hierzu sind sehr weitläufig, die moralischen Bestimmungen jedoch mild. (222f.)

¹⁶ Vgl. *Den vollendetsten Ausdruck der absolut mystischen Religion finden wir bei den arischen Indern* (14. Aufsatz)

¹⁷ Ich zitiere G.W.F. Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, Hegel Werke 12, suhrkamp taschenbuch wissenschaft, stw 612

Der gute Mensch, der die Wahrheit liebt, hat also Teil an Ormuzd, dem guten Gott. Wo findet Hegel den Gegensatz zur persischen Lichtreligion? In der jüdischen Gesetzesreligion, der er mit wesentlich weniger Sympathie begegnet, als der persischen Licht-Religion. Hegel spricht bezeichnenderweise nicht von der *Lehre*, sondern von der *Religion* der Juden.

Das Licht aber ist nunmehr Jehova, das reine Eine. (241) Dieser eine Gott ist ein erhabenes geistiges Prinzip, aber doch mit Schattenseiten verbunden, die in der persischen Lehre fehlen. *Von Gott wird gewusst, er sei der Schöpfer aller Menschen wie der ganzen Natur, sowie die absolute Wirksamkeit überhaupt.* (241) Als negatives Moment wird die Ausschließlichkeit dieses Gottes gerügt. *Der Gott des jüdischen Volkes ist nur der Gott Abrahams und seines Stammes... Gegen diesen Gott sind alle anderen Götter falsche...* (242)

Hegel anerkennt, wahrhafte Moralität und Rechtlichkeit könne nunmehr auftreten, aber Der Grundsatz der Autonomie des Willens in der Moral sei unbekannt, *.... denn es wird Gott durch Rechtlichkeit verehrt, und Recht tun ist Wandeln im Wege des Herrn. Damit ist verbunden das Glück, Leben und zeitliches Wohlergehen als Belohnung; denn es heißt: „auf dass du lange lebest auf Erden“.....*

Dann fasst Hegel das eigentlich Negative der jüdischen Religion zusammen:

*Wir sehen bei diesem Volke (den Juden) den harten Dienst, als Verhältnis zum reinen Gedanken. **Das Subjekt als konkretes wird nicht frei**, weil das Absolute selbst nicht als der **konkrete** Geist aufgefasst wird, weil der Geist noch als geistlos gesetzt erscheint. Die Innerlichkeit haben wir wohl vor uns, das reine Herz, die Büßung, die Andacht, aber es ist nicht auch das besondere konkrete Subjekt sich gegenständlich im Absoluten geworden, und es bleibt daher streng an den Dienst der Zeremonie und des Rechtes gebunden, dessen Grund eben die reine Freiheit als abstrakte ist. **Die Juden haben, was sie sind, durch den Einen; dadurch hat das Subjekt keine Freiheit für sich selbst.** Spinoza sieht das Gesetzbuch Mosis so an, als habe Gott es den Juden zur Strafe, zur Zuchtrute gegeben. **Das Subjekt kommt nie zum Bewusstsein seiner Selbstständigkeit, deswegen finden wir bei den Juden keinen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, denn das Subjekt ist nicht an und für sich seiend.*** (243)

Die Freiheit des Subjekts, also des Menschen existiert nur in der persischen Lehre, nicht in der jüdischen Religion. Gravierend ist vor allem der letzte Satz: Hegel übernimmt Kants absurde These, die Juden glaubten nicht an die Unsterblichkeit der Seele, ein Vorurteil, das fast wörtlich an entscheidender Stelle in *Mein Kampf* wiederkehrt. (Vgl. *Das Judentum war immer ein Volk* (16. Aufsatz))

Noch ein wichtiger Unterschied zwischen der persischen Lehre und der jüdischen Religion: Während die persische Lehre immer in Zusammenhang mit dem persischen Reich erwähnt wird, also dem ersten Großreich in der Geschichte, heißt es über das Judentum: *Wenn das Subjekt aber im Judentume wertlos ist, so ist dagegen die Familie selbständig; denn an die Familie ist der Dienst Jehovas gebunden und sie somit das Substanzielle. **Der Staat aber ist das dem jüdischen Prinzip Unangemessene und der Gesetzgebung Mosis fremd.*** (243)

Was verbirgt sich hinter der Abwertung der Religion, die hier in Gestalt der jüdischen Religion erscheint, und der idealistischen Überhöhung der Lehre Zarathustras? Die schmerzliche Erfahrung eines konfessionell gespaltenen Volks, denn Hegels Philosophieren beginnt mit der Einsicht, dass die Konfessionsspaltung das Haupthindernis zur staatlichen Einheit Deutschlands sei.¹⁸

Aber wie sieht Hegel die christliche Religion? In seiner Religionsphilosophie findet sich folgende Passage:

*Wie alle Götter in **ein** Pantheon sich versammeln, so stürzen alle Religionen in **eine**, alle Vorstellungsarten absorbieren sich in **einer**. Sie ist diese, dass das Selbstbewusstsein - ein wirklicher Mensch - das absolute Wesen ist. Was das absolute Wesen ist, wird ihm jetzt geoffenbart: es ist ein Mensch, noch nicht der Mensch oder das Selbstbewusstsein überhaupt.*¹⁹

¹⁸ Dieter Just, *Das gestörte Weltbild* (3.1) und (3.2)

¹⁹ Hegel, *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie II*, Taschenbuchausgabe Bd. 19, stw 619, S.407

Der Islam kommt in Hegels Philosophie gar nicht vor. Die *eine* Religion, in die alle anderen stürzen, ist das Christentum, weil es als Vorläufer der Philosophie des deutschen Idealismus dargestellt wird. Im Christentum werde noch geoffenbart, dass *ein* Mensch, nämlich Christus, das absolute Wesen, d.h. Gott sei. Hegels Philosophie aber lehrt, dass *der* Mensch oder das Selbstbewusstsein *des* Menschen Gott ist. Demnach wäre also das christliche Dogma der Inkarnation Gottes in Jesus Christus, d.h. in einem Menschen, der Vorläufer der idealistischen Philosophie.

Somit ist schon in Hegels Philosophieren ein Gegensatz zwischen der idealistischen Lehre, der Lehre Zarathustras und dem Christentum auf der einen Seite und der letztlich doch finsternen Religion eines unter Gesetz versklavten Judentums auf der anderen Seite ausgedrückt. Zuletzt stellt sich noch die Frage, ob Hegel bereits den *arischen* Lichtgestalten um Ormuzd ein *semitisches* Judentum gegenüberstellt? Hat die Indogermanistik bereits sein Weltbild bestimmt.

Da das Kapitel, das dem Kapitel über die jüdische Religion vorangestellt ist, die Überschrift trägt *Syrien und das semitische Vorderasien* (236-241), hätte es in der Konsequenz des Begriffes *semitisches Vorderasien* gelegen, auch die damals in Vorderasien lebenden Juden unter die Semiten einzuordnen, zumal die hebräische Sprache wie das Arabische zum semitischen Sprachtyp zählt. Hegel hat dies nicht ausdrücklich getan; so sprachwissenschaftlich konsequent waren erst spätere, wie z.B. H. St. Chamberlain. Aber diese konnten sich von Hegel durchaus ermutigt fühlen. (Vgl. *Sanskritsprache* im 14. Aufsatz)

Auch Nietzsche hat die Juden zu den Semiten gezählt, wenn er in *Die Geburt der Tragödie* 9 die semitische Herkunft des Christentums betonte und dem Semitischen einen niedrigeren Rang verlieh als dem Arischen. Er bot aber insofern eine Variante der Arier-Rezeption deutscher Philosophen und Schöpfer von Weltanschauungen an, als er auch in diesem Punkt zwei Wahrheiten präsentierte. Nietzsche hat das „arische Gesetzbuch“ des Manu gelesen, und sein Urteil fiel vernichtend aus. So steht im allerdings nur im Nachlass: „der *arische Einfluss* hat alle Welt verdorben.“ (KSA 13/440) Also der **arische** Einfluss, nicht der **semitische**. „Im arischen Gesetzbuche reinsten Rasse, im Manu, ist diese Art „Semitismus“, d.h. *Priester-Geist* schlimmer als anderswo.“ (KSA 13/386) Was versteht Nietzsche unter Priestergeist? Der (arische) Priester hat Angst vor der Sinnlichkeit, weil sie die Kastenordnung bedroht. (KSA 13/384) Die Herrschaft dieses (arischen) Priesters steht im Widerspruch zur Autonomie des Willens in der Moral. „Der *Priester* hat *eine* Art Moral gelehrt: um selbst als *höchster* Typus empfunden zu werden.“ (ebenda) Er wirft Manu vor: Reduktion der *Natur* auf die Moral: einen Strafzustand des Menschen: es gibt keine natürlichen Wirkungen – die Ursache ist das Brahman. Reduktion der *menschlichen Triebfedern* auf die *Furcht vor der Strafe* und die *Hoffnung auf Lohn*: d.h. vor dem Gesetz, *das beides in der Hand hat...* (KSA 13/385)

Bezeichnend für Nietzsches Krise des Jahres 1888 ist, dass er diese vernichtende Kritik an den arischen Indern im *Antichrist* verbirgt. Er selbst macht sich der „heiligen Lüge“ schuldig, die er dem arischen Priester vorwirft, denn im *Antichrist* bleibt Manu das aristokratische Ideal, während das aus semitischem Boden gewachsene Christentum nur als dunkle Folie existiert, vor dem dieses erstrahlt. (*Der Antichrist* 57) Es gibt sogar einen Aphorismus, in dem Nietzsche bekundet, der „heiligen Lüge“ des arischen Priesters Glauben schenken zu wollen. (KSA 13/398, Nr. 14(226))

Brigitte Hamann hat in *Hitlers Wien* (6. Auflage München 1997) eine Reihe von obskuren Gestalten aufgeführt, denen Hitler seine Ideen verdanke. Ich zitiere ihre Ausführungen über Guido von List:

List teilte die Menschheit in zwei Gruppen ein: die arischen „Herrenmenschen“ – auch Auserwählte oder Eingeweihte genannt – und die „Herdenmenschen“, auch Sklaven, Knechte genannt oder „Tschandalen“ nach einer altindischen Bezeichnung für Mischlinge. Die Arier stammen nach List aus einem Kontinent am Nordpol, wurden von dort durch die Eiszeit vertrieben, zogen in den Süden und brachten der gesamten Menschheit die Kultur. Sie vermischten sich mit den südlichen Rassen, minderten dadurch die Reinheit der eigenen Rasse... Die arische Rasse lebte laut List nur im Norden weiter. Die Aufgabe sei ein nun, diese reine arische Herrenrasse wieder zurückzugewinnen durch „Entmischung“... (295f.)

Dazu heißt es noch: *Einige Grundzüge zumindest werden klar. Fast allen von H. (Hitler) bevorzugten Theorien ist gemeinsam, dass sie nicht im Einklang mit der universitären Wissenschaft standen, sondern den Gehirnen eigenbrötlicherer „Privatgelehrter“ entsprangen, die voll Hass auf die „etablierten“ Wissenschaftler waren und ja auch meist zu Recht von diesen nicht anerkannt wurden.* (333) Dass Guido von List sich nicht nur bei Universitätsprofessor Felix Dahn, sondern auch bei anerkannten Philosophen wie Hegel und Nietzsche „Anregungen“ geholt hat, scheint der Autorin, die mit dieser Art von Vergangenheitsbewältigung natürlich sehr erfolgreich ist, nicht klar zu sein.

Hegel selbst hat, soweit ich sehe, keine Ansätze entwickelt, den Dekalog, das Gesetz der

Christen, aufzuheben. Trotzdem muss man der Philosophie des deutschen Idealismus insgesamt vorwerfen, das Selbstbewusstsein des Menschen übersteigert zu haben, ja „den Menschen“ an die Stelle Gottes gesetzt zu haben. Dies war in einer Ära des ungebrochenen Fortschrittsglaubens verständlich, wurde aber auch durch eine lebensfremde, an der Sprache und ihrer Grammatik orientierte Abstraktion der Philosophen gefördert. Die Vorstellung des *Übermenschen*, der Gottes nicht mehr bedarf, hat auch Felix Dahn umgetrieben.

3. Der philosophische Roman *Sind Götter?*

Der Untertitel lautet: *Die Halfred Sigskaldsaga (Ein nordischer Roman aus dem zehnten Jahrhundert)*, den der Autor König Ludwig II. von Bayern „allerehrfurchtsvollst“ zugeeignet hat.²⁰ Heute wird kaum jemand mehr die philosophischen Romane Felix Dahns lesen, sie sind für uns heute schlichtweg ungenießbar, aber die beiden Romane *Sind Götter?* und *Odhins Trost* werden hier nicht wegen ihrer ästhetischen Vorzüge besprochen, sondern weil sie für Felix Dahns Weltanschauung nach seinem eigenen Zeugnis wichtig waren. Als ein Kritiker dem Autor attestierte, er habe die allbekannte alte Sage geschickt verarbeitet, gab dieser unumwunden zu, „das Ganze von oben bis unten frei erfunden“ zu haben. (4,2/605) Allzu ernst scheint der Autor die germanische Mythologie nicht genommen zu haben, man kann ihn also wohl kaum als Wotan- oder Freia-Verehrer bezeichnen, auch wenn er einmal den auf offener Straße geäußerten „Scheltruf Wotanspriester“ dankbar angenommen hat. (E4,2/597)

Der Held von *Sind Götter?* ist ein typischer Wikinger, Halfred Sigskald mit Namen, ein Seeräuber und Totschläger, dem wahrhaft „übermenschliche“ Fähigkeiten zugeschrieben werden; er kämpft wie ein Berserker, ist aber auch ein guter Sänger, ja sogar ein guter Mensch, der Mitleid kennt, und außerdem noch ein charmanter Herzensbrecher. Als er die „Man-Vits-Breka“ Harthild, also „die den männlichen Verstand berechende“, zur Frau gewinnen will, siegt er sofort, weil er das Rätsel lösen kann, das sie ihm aufgibt. Sie verliebt sich gleich in ihn, aber er hat seine Probleme mit ihr, denn sie ist „nicht leis, noch lieblich“, sondern „stolz und stattlich.“ Obwohl beide nach der Hochzeit ein Kind zeugen, vermisst sie seine Liebe. Also stellt sie ihn vor vielen Zeugen zur Rede, ob es denn wahr sei, dass er in übermütiger Laune vor anderen geprahlt habe, dass er sie bezwingen werde. Als er bejaht, tritt eine Katastrophe ein. Sie verwandelt sich in eine wahre Furie, stößt über ihn schreckliche Flüche aus: Wahnsinn solle seine Gedanken schlagen, erblinden solle er und schließlich solle er von seinem eigenen Sohn erschlagen werden. Darauf bricht ein fürchterlicher Kampf aus, der in einer Katastrophe endet, nach der sich Halfred verwandelt. Zunächst hatte er ein Plädoyer für die Existenz von Göttern gehalten.

Es müssen doch Götter sein! Wer hätte sonst die Riesen gebändigt, das Meer beruhigt, die Erde geebnet, den Himmel gewölbt und die Sterne verstreut... Es müssen Götter sein! Sonst kann ich nichts, gar nichts mehr denken, und es springt mir in Wahnsinn das pochende Herz. (43)

Nach der Katastrophe wandelt Halfred Sigskald als irrsinniger Berserker im ganzen Nordland umher. Wann immer er auf Menschen stößt, springt er sie an und ruft sie fragend an: „Sind Götter?“ Und wenn sie seine Frage bejahen, schlägt er sie tot. So treibt der „Götterdämmerer“ sein Wesen und kann von niemandem in seinem Irrsinn aufgehalten werden. Er lässt sich auch nicht mit List totschiagen, wie ein wildes Tier, weil er des Nachts fast gar nicht schläft. Einmal schließen ihn Bauern in einer Scheune ein und zünden sie an. Aber Halfred wirft das Dach herunter, springt durch die Flammen; die Pfeile wollen an seinem Leibe nicht haften, und er schlägt sie alle tot mit seinem Hammer.

²⁰ 2. Auflage 1878, ich zitiere aus der Ausgabe Leipzig 1899.

Dann stößt er auf einen Hirtenjungen, der auf seine Frage nach dem Gottesglauben mit heller Stimme antwortet: „Götter sind nicht! Aber weise Männer haben mich gelehrt: es lebt der allmächtige, dreieinige Gott, Schöpfer des Himmels und der Erde.“ Darauf kommt es zu einem Kampf und der junge David tötet den gewaltigen Goliath Halfred. Offensichtlich ist der Christengott stärker als der Götterdämmerer. Worauf der Leser erfährt, dass hier ein Sohn seinen Vater ermordet habe, eine Bluttat, die wiederum dem Christengott in die Schuhe geschoben wird, da er den Mord ja zugelassen habe.

Zweifel überkommen den jungen Christen, ob ihm im sterbenden Vater nicht Odhin, der oberste Heidengott erschienen sei. Aber der Vater „bedankt“ sich beim Sohn großzügig für seine Ermordung: endlich sei er vom Leben erlöst. Der Ausdruck *bedankt* deutet darauf hin, dass *das Sterben* und *das Töten* in Felix Dahns Vorstellungen eine andere Bedeutung haben, es scheint einen inneren Menschen zu bezeichnen, der da getötet wird oder stirbt.

Der Sohn, der den Totschlag nicht beichten kann, macht „seinen Sinn von den Mönchen und ihrem Glauben frei“. Er findet also wieder zurück ins Heidentum. Aber die Frage, die seinen Vater umgetrieben hatte bis zum Wahnsinn, ließ ihn von Stund an nicht mehr los, nämlich: „Sind Götter?“ Er geht ins Kloster zurück und lernt griechisch, um seiner Frage noch besser auf den Grund zu gehen. Er studiert Theologie und Philosophie. Seine Zweifel wachsen noch mit seinen Studien, er reißt aus dem Kloster aus, greift zum Hammer des Vaters und es drängt ihn in die Schlacht gegen die Christen, an der Seite des antichristlichen Königs Harald. Sein Ende wird aus christlicher Sicht geschildert:

Das Ende aber dieses Blutmenschen war grässlich: und deshalb wird es, wie der heilige Vater befohlen, aus dem Briefe des Erzbischofs hier aufgezeichnet als fruchtbare Warnung für alle, welche dieses lesen.

Als er nämlich abermals in einer großen Schlacht die Bischofsritter geschlagen hatte, traf ihn, da er in sündhafter Freude auf der Verfolgung „Sieg! Sieg!“ jauchzte, ein Pfeil tödlich in die Brust.

König Harald ließ an die rechte Seite des Sterbelagers seine Heldenpriester und die Skalden treten, die ihm von Walhalla tröstend singen sollten. Der Wunde winkte sie hinweg mit der Hand.

Da traten an die andere Seite des Sterbenden drei Christenpriester, die in der Schlacht gefangen worden, und wollten ihm das heilige letzte Abendmahl reichen, wenn er den Herrn bekenne. Unwillig stieß sie der Gottlose mit dem Arme von sich: und als König Harald ihn stauend fragte, an wen er denn glaube, wenn nicht an die Asen und nicht an den weißen Christus? – da lachte er und sprach: „Ich glaube an mich selbst und meine Stärke. Küsse mich noch einmal, Gundlödh, und reiche mich Griechenwein in goldenem Becher.“

Und küsste sie und trank und sprach: „Schön ist's, im Siege sterben“, und starb.

Und blieb er aber von Heidenpriestern und Christen ungeehrt und unbestattet, da er sie beide noch im Tode trotzig abgewiesen.

So ist es denn gewiss und gereicht allen zur Warnung, uns aber zu gerechtem Trost, dass die gottverfluchte Seele dieses ruchlosesten aller Sünde von Ewigkeit zu Ewigkeit in der Hölle brennen muss. Amen. (98f.)

Reine Erfindung ohne Wahrheitsgehalt? Stirbt da jemand im Siege? Siegt da jemand im Sterben? Ist diese wirre Saga philosophisch-weltanschaulich ernst gemeint? Immerhin hat Felix Dahn in einem kurzen Aufsatz mit dem Titel *Skeptizismus und Götterleugnung im nordgermanischen Heidentum*²¹ auf Einwände gegen seine nordische Erzählung „Sind Götter?“, geantwortet. Man hielt ihm entgegen:

„Eine Weltanschauung, welche mit dem Heidenglauben, mit dem Glauben an Götter gebrochen und doch den Christenglauben nicht angenommen hat, eine Skepsis, welche von Göttern

²¹ Felix Dahn, Bausteine I, Berlin 1879, S.133 - 135

keine Hilfe erwartet, sondern nur von der eigenen Kraft, und statt der Götter oder des Christengottes nur ein Schicksalswalten annimmt, ist im Norden im X. Jahrhundert unmöglich“. Dagegen hat Felix Dahn eine Reihe von „Quellenbelegen“ zusammengestellt. Natürlich ist keiner dieser Texte überzeugend. Denn es ist ein Unterschied, ob jemand über einen anderen sagt, der glaube nur an sich selbst und nicht an die Götter, ob einem Helden dieses Bekenntnis im Taumel des Sieges über die Lippen geht oder einem Mann, der soeben ein tödliches Geschoss eingefangen hat. Wenn letzterer dann mit verlöschender Stimme von sich gibt: „Ich glaube nur an mich selbst und meine Kraft“, wird er eher ein Fall fürs Kabarett als für die große Tragödie. Und wir wissen bereits, aus welchem tieferen Grund der Sohn des Götterdämmerers die Lieder der Skalden ablehnt, die ihm die Wonnen Walhalls beschreiben könnten. Er braucht keinen metaphysischen Trost, sondern findet als echter Kantianer sein Glück in der heroischen Tat selbst. Vor diesem Hintergrund ist der Satz zu verstehen, den er in der Todesstunde ausspricht: *Küsse mich noch einmal, Gundlödh, und reiche mir Griechenwein in goldenem Becher.*

Felix Dahn geht noch weit über das *Süß ist und ehrenvoll der Tod fürs Vaterland* (Horaz) hinaus, indem er den Heldentod mit der Vorstellung *Sieg* verbindet und Erotisches ins Spiel bringt. Hier ist Fichtes zum Teil Einfluss spürbar. Wir könnten unseren Tod mit einem Glücksgefühl begrüßen, wenn wir unseren Egoismus überwinden.²² Felix Dahn variiert das Thema und übersteigert es noch.

Feigen freilich frommt nicht das Frohlocken, das Helden erhebt, sehn sie den Sieg für ihr Volk erfochten, durch den eigenen Fall.

Unser Erbe ist das All, unsre wahre Erde: unsre Wohnung die Welt: unsre Heimat die Halle unermesslich verstreuter Gestirne.

*So lasst uns sterben, stark und stolz, auf dass andere erben, die nach uns wachsen aus nahenden Nebeln noch ungewordener Welten, die liebe Luft des Lebens: auf dass sie können kommen, müssen wir gehen: Ist's so unmöglich, das Leben zu lassen, auf dass andere atmen?*²³

Harthilds Verwandlung in eine Furie ist psychologisch nicht zu erklären, weil die ganze Geschichte einen weltanschaulichen Hintergrund hat, der in der folgenden Geschichte deutlich wird. Trotzdem beruht Felix Dahns Weltanschauung auch auf seinem Erleben. Und da äußert er sich über den biographischen Hintergrund, wie folgt:

*Gleichzeitig... ergriff mich nun aber damals (1868) eine Hochflut von inneren Seelen- und von äußeren Lebenskämpfen, die mich 1868 bis 1873 – also sechs lange Jahre hindurch – vom 34. bis 39. Lebensjahr – wiederholt bis an den alleräußersten, haarscharfen Rand des inneren und der äußeren Untergangs drängten. Gar manchen Tag in jenen Jahren dachte ich den nächsten nicht zu überleben, überleben zu **können**.*

Denn im Sommer 1867 lernte ich meine spätere liebe Frau Therese kennen und alsbald begann nun jene Reihe von Widerstreiten, die mich dem Wahnsinn und anderen alleräußersten Dingen sehr, sehr nahe brachten und die wahrlich um deswillen nicht leichter, sondern desto schwerer zu tragen waren für mich, je klarer ich mir sagen musste, dass an diesen Kämpfen und Qualen ich selbst den weitaus größten Teil der Schuld und Verantwortung zu tragen hatte: oder – um im Voraus jedem Einspruch in den Arm zu fallen, will ich also sagen: allein alle Schuld trug. (E4,1/201f.)

Hinter dieser Harthild, die es nicht vertrug, von Halfred Sigskald nicht geliebt zu werden und ihn aus Rache in eine wahre Hölle stürzte, verbarg sich also Felix Dahns erste ungeliebte Ehefrau, von der er sich nur langsam und unter schweren Gewissensbissen lösen konnte. Aber worauf deutet die seltsame Vermischung von Tod und Liebesakt hin?

²² Vgl. *Der Einzelne ist nichts* (6.Aufsatz)

²³ Odhins Trost, S.326f.

4. Der Roman *Odhins Trost*

Diesen im Jahre 1880 erschienenen Roman – ich verwende eine Ausgabe Leipzig 1899 - bezeichnete Felix Dahn als sein seiner Meinung nach, „dem geistigen und dichterischen Gehalt nach, bedeutendstes Werk.“ (E4,2/675) Darin wird eine nordische Sage von einem heimlichen Verehrer der alten Götter erzählt, der diese nur nachts aufschreiben kann, weil er den Betzwang und Bußzwang des Bischofs fürchtet. Er ist in ein totalitäres Kloster-System eingezwängt, fühlt sich von Spitzeln umringt, wie überhaupt den Christen alle möglichen Scheußlichkeiten angelastet werden: Intoleranz gegen die Heiden, Folter etc., was in der damaligen Zeit maßlos übertrieben gewesen sein dürfte. An Christus will dieser verkappte Heide nur unter einer Bedingung gerne glauben, „hätten doch die Jünger, die allzu sanften, Schwerter geschwungen, so kühn wie meine Gesippen.“ Er will auch glauben „an den Geist, den heiligen, der daher fliegt in Tauben-Weise. Lieber wär’ mir’s, käm er geflogen in Adler Hemd, wie Odhin.“ (105) Hier trauert ein ungebrochener Germane den alten Göttern und ihren kriegerischen Werten nach. In dem von ständigen Alliterationen „verzierten“ – wir würden sagen: völlig ungenießbaren – Roman findet sich eine merkwürdige Stelle. In einer der Schlachten zwischen Göttern und Riesen stößt Odhin auf die Riesin Laufeja. Zwischen dem sterblichen Gott und der Jungfrau entbrennt ein fürchterlicher Kampf auf Leben und Tod, der drastisch geschildert wird.

Endlich siegt der Gott:

Mit den beiden gewaltigen Armen umschloss der nun, das Ringen erneuend, die mächtig wogende Brust des Weibes und bog die schwer Atmende rückwärts nieder. Die Füße versagten ihr: ihre Sinne taumelten, schwanden: sie schloss halb die Augen: wehrlos, widerstandslos sank sie zurück. Der Sieger aber rief, sie sanft niedergleiten lassend: „Mein bist du, holde Unholdin. Mein Weib sollst du werden zur Stunde! „Odhin! Allüberwältiger! Dein Weib!“ hauchte sie frohlockend. Und wusste nicht weiter von sich und der Welt. (286)

Ein starker Text, fürwahr. Man kann Odhins Triumph über Laufeja und den Tod von Halfreds Sohn in den Armen *Gundlödhs* in verschiedene Richtung interpretieren. In seinen *Erinnerungen* denkt Felix über die Kraft nach, die ungebildete Männer dazu veranlasst, *ohne Wanken in den fast unvermeidbaren Tod hineinzustürmen, über die getöteten und verwundeten Waffenbrüder hinweg, nur von dem einen Drange, - zu siegen, - fortgerissen.* Und er findet eine Lösung:

So wird man den begeisterten Heldentod dieser Leute als die großartigste Leistung der Mannheit bewundern müssen.... und die anerzogene Pflicht des Gehorsams sollte man bewundern, nicht verhöhnen. Wankt diese Zucht der Pflicht, dann wankt nicht nur, dann stürzt alles, was bisher der Menschheit heilig war, in den ekeln Sumpf der alles gleichmachenden Genussgier.

Aber freilich, nach der Lehre nicht nur der Sozialdemokratie, auch gewisser Schmutzströmungen, endlich – hievon unterschieden – gewisser Weiblichkeiten in der Literatur sollen ja alle bisherigen Ideale der Menschheit fallen. (E4,1/593f.)

(Bei *Weiblichkeiten* steht in einer Anmerkung ein Gedicht: „Die Waffen hoch! das Schwert ist Mannes eigen, / Wo Männer fechten hat das Weib zu schweigen; / Doch freilich: Männer gibt’s in diesen Tagen, - / Die sollten lieber Unterröcke tragen!“)

Im Vergleich dazu Nietzsche im Sommer/Herbst 1884: Zum „großen Pöbel- und Sklavenaufstand“ gehören auch „die Weiber, welche nicht mehr an die höhere Art des Mannes glauben.“ (KSA 11/235)

Und im Sommer 1885: *Der Sozialismus – als die zu Ende gedachte Tyrannie der Geringsten und Dummsten... er zwingt die Europäer, Geist, nämlich List und Vorsicht übrig zu behalten, den männlichen und kriegerischen Tugenden nicht gänzlich abzuschwören... er schützt Europa einstweilen vor dem ihm drohenden marasmus femininus.* (KSA 11/586f.)

Hier sei an Kants Ausführungen über die Motivationskraft der praktischen Vernunft erinnert. Moralisch ist nur, wer ohne Aussicht auf Belohnung und ohne Furcht vor Strafe moralisch ist, dies ist Kants Forderung nach Autonomie des Willens in der Moral. Trotzdem wird auch nach Kant der Moralische belohnt, siehe *Kant-Text* im 1. Aufsatz: durch das Bewusstsein, etwas

Göttliches zu sein, etwas Höheres als andere, von Heteronomie des Willens Bestimmte, also etwas Höheres als Leute, die in ihrer „Genussgier“ nur durch Belohnung oder Furcht vor Strafe zu moralischen Handlungen motiviert werden. Damit hat Kant nichts Neues entdeckt, sondern nur bewusst gemacht, was seit Jahrtausenden im Unbewussten schlummerte und sich z.B. in der Sprache verriet. Die Tugend des Soldaten bestimmte das Selbstbewusstsein des römischen Mannes, weshalb er die Tugend *virtus* (=Männlichkeit) nannte. An Felix Dahn wird deutlich, was passiert, wenn Unbewusstes bewusst wird. Er weiß, dass der Mann für seinen Todesmut in der Schlacht nur das Selbstbewusstsein etwas Höheres, Besseres zu sein, belohnt wird: er nennt den begeisterten Heldentod „die großartigste Leistung der Mannheit“. Durch die Bereitschaft zum Heldentod steht er als Mann moralisch höher als die Frau. Also nimmt dieser einen höheren Rang als die Frau ein. Aber durch das Bewusstmachen kommt Bewegung in vorher unbewusste Zusammenhänge. So ist nur logisch konsequent, wenn Frauen durch ihre Emanzipationsgelüste die männlichen Werte gefährden und ein denkender Mann wie Felix Dahn sie durch „gewisse Schmutzströmungen“ gefährdet sieht, wozu er im weiteren Sinn auch gewisse „Weiblichkeiten“ rechnet, also Männer, die eigentlich Weiber sind, wie die Sozialdemokraten. Damit wird bei Felix Dahn bereits die Möglichkeit der Weiterentwicklung des Feindbilds Frau angedeutet; sie steckt im Wort vom *ekeln Sumpf der alles gleichmachenden Genussgier*, konkret gemeint sind die Sozialdemokraten, die Marxisten. Erst jetzt wird auch Harthilds „Psychologie“ in *Sind Götter?* etwas klarer. Sie lehnt sich dagegen auf, von Halfred nur als innerer Gegner oder Feind gesehen werden. Sie will als Frau von ihm geliebt sein, aber sie ahnt seine Liebesdefizite, weil er in ihr eben eine Art von Gegnerin sieht, die weibliche Qualitäten vermissen lässt. Sie merkt, wie ihn stört, dass sie „nicht leis, noch lieblich“, sondern „stolz und stattlich“ sei. Sie will aber „Voll-Liebe“, sie will für ihn ein Weib sein, und nicht nur ein schwächerer Mann, den besiegt zu haben, er sich brüstet. Denn als sie dies erfährt, bricht die Katastrophe aus. Doch auch das Glück, das Odhin durch seinen Sieg über die Riesin Laufėja erringt, ist prekär. Die germanischen Götter hätten, wie Felix Dahn mit Nachdruck betont, im Gegensatz zu den olympischen Gottheiten der Griechen niemals endgültig über ihre Widersacher gesiegt, sondern befänden sich in stetem Kampf mit ihren Feinden, den Riesen, bis zuletzt der unabwendbare Tag des großen Weltbrandes, der Götterdämmerung nahe. Diesem letzten Kampf gehe eine Verwilderung der Sitten voraus, in der selbst das heiligste Band, der Friede der blutsverwandten Sippe zerriss.

Bezeichnend ist folgende Wendung.

Aber den Gedanken der Vernichtung vermag das religiöse Bewusstsein nicht zu ertragen; es findet darin keine Versöhnung, deshalb hat es an den fünften Akt des großen Trauerspiels, die Weltvernichtung, ein idyllisch-paradiesisches Nachspiel gefügt von musikalisch empfundener harmonischer Verklärung. Aus der Asche nämlich, in welche die alte, schuldbefleckte Welt versunken, hebt sich, verjüngt und makelfrei, eine neue Welt, eine zweite Erde, und ein junger Himmel, bewohnt von einem wieder erstandenen Menschengeschlecht ätherischer Natur.
(G1/139)

Felix Dahn hat nun in eine an die Worte *deshalb hat es* eine Fußnote angeschlossen: „Allerdings vielleicht unter christlichem Einfluss.“

Woher hat Felix Dahn ein so sicheres Wissen über die germanische Religion, das ihn sogar über das Wissen seiner Quelle erhebt, die „vielleicht“ vom Christentum verdorben sei, diesem eigentlichen Feind seiner „tragischen“ Weltanschauung.

Das eigentliche Ziel der germanischen Götterwelt sei nicht die harmonische Verklärung, sondern der Untergang, die Vernichtung.

Aber woher stammt Felix Dahns eigenartiges Bild der germanischen Religion? Warum glaubt er, sie besser zu kennen, als seine historische Quelle, die Edda?

Welches Erlebnis steckt hinter dem Roman *Odhins Trost*, der den Konflikt des Romans *Sind Götter?* durch einen glücklichen Ausgang löst?

Felix Dahn verweist auf den Krieg. „Da brach im Juli (1870) der Krieg aus: er hat mich gerettet.“ (E4,1/209) Dazu finden sich einige Überlegungen, inwiefern ein aufwühlendes Ereignis wie ein Krieg psychische Krankheiten heilen kann.

Will man hart sein, mag man sagen: es war ein maßloser, nur in sich und seinen Wunden wühlender Subjektivismus, der in krankhafter Selbstsucht von Gott und der Welt nichts hören und sehen wollte, ausschließlich in der einen Richtung fort suchend, denkend, träumend, klagend und sich selbst anklagend.

Alle Kranken sind selbstisch und ich war sehr gemütskrank damals... (E4,1/220)

Welchen Trost hat Felix Dahn damals gefunden? Worin besteht Odhins Trost?

*Denn in Wahrheit ist dieser Trost: **der Verzicht auf jeden Trost für die völlige Entsagung und für die Vernichtung im Tode. Auf dem Schlachtfeld von Sedan habe ich in Tun und Schauen und Denken für dieses Werk den meisten Stoff gewonnen. Es ist mit den Namen meiner Therese und meines Vaters geschmückt.** (E4,2/677f)*

Wenn es keinen Trost gibt, kann ihn dann also sein Kriegserlebnis geheilt haben, wie er andeutete, oder die Reichsgründung? Vielleicht hat beides zu seiner Heilung beigetragen. Aber es blieb ihm eine nervöse Störung seit dem Kriegserlebnis, ein ihm unheimlicher Drang zu weinen, wenn man auf die militärischen und politischen Ereignisse der Jahre 1870/71 zu sprechen kam.

Vielleicht täuscht sich Felix Dahn über die Ursache seiner inneren Stabilität?

Worin fand er dann seinen Trost, im Verzicht auf jeden Trost oder in einem neuen, unfassbaren Glück? Felix Dahn sprach von einer Hochflut von inneren Seelen- und von äußeren Lebenskämpfen, die ihn 1868 bis 1873 wiederholt bis an den alleräußersten, haarscharfen Rand des inneren und der äußeren Untergangs gedrängt hätten. Die Krise endete erst 1873, also erst *nach* den einschneidenden militärischen und politischen Ereignissen um die Reichsgründung. Warum erst so spät? Am 3. August 1873 wurde er mit seiner geliebten Therese getraut.

Odhins Trost trägt die Widmung: Meinem „lieben Vater Friedrich Dahn und meiner lieben Frau Therese“. Er schreibt von seinem „nach so langer Verdüsterung seit 1873 in vollendet glücklichem Ehe- und Haus-Leben wieder erwachtem Humor“. (E4,2/679) Wir erinnern an das Erlebnis des Athalarich und der Camilla: *Schauer der Liebe und des Todes rieselten durcheinander.* (125)

Felix Dahn will, ganz ähnlich wie Fichte einige Jahrzehnte zuvor, den bereits von Zweifeln der Aufklärung zersetzten Glauben an eine seliges Leben nach dem Tode, an die die Wonnen Walhalls, um mich „germanisch“ auszudrücken, durch eine neue „Erfahrung“ ersetzen, durch das Erlebnis eines süßen Glücks im Tode, das die deutschen Soldaten zum Heldentod motivieren soll. Er gibt vor „auf dem Schlachtfeld von Sedan in Tun und Schauen und Denken für dieses Werk den meisten Stoff gewonnen“ zu haben, (E4,2/677f) aber wir werden den Verdacht nicht los, er dass er das Schlachtfeld mit dem Liebeslager verwechselt. Für diese kühne These gibt es einige Anhaltspunkte: zum ersten, wie gesagt, die Aufforderung des Sohns von Halfred Sigskalds in seiner Todesstunde: *Küsse mich noch einmal, Gundlödh, und reiche mich Griechenwein in goldenem Becher.* Weiter die „Niederlage“ der Riesin Laufeja in Odhins Armen, und dazu noch ein verräterischer Text:

*Hier (in Odhins Trost) habe ich meine heroische tragische (aber nicht pessimistische) Weltanschauung niedergelegt, jenen Monismus, der das Mirakel und eine die Geschicke der Menschen stets gerecht und väterlich liebend leitende Himmelsmacht und die Tugend aus Berechnung auf Lohn im Himmel oder jämmerlicher Furcht vor Strafe in der Hölle ausschließt, die Pflicht um der Vernunftnotwendigkeit des Guten willen auferlegt, den Verzicht auf Leben und Glück von dem Einzelnen um des Ganzen willen fordert, aber doch das Dasein freudig bejaht, in der Erkenntnis, dass das Einzelne vergehen muss, um **im Wechsel der Individuen das Vernunft-Gesetz und das Allgemeine zu erhalten.** (E4,2/675f.)*

Hier vermischen sich zentrale Gedanken Nietzsches, die Rede von der tragischen, aber nicht pessimistischen Weltanschauung, – Nietzsche wollte bekanntlich trotz seiner nihilistischen

Weltsicht den Nihilismus überwinden – mit der zentralen Forderung Kants nach Autonomie des Willens in der Moral, was bedeutet, der Mensch soll auch ohne Hoffnung auf ein himmlisches Paradies und ohne die längst unglaublich gewordene Furcht vor der Hölle, seine Pflicht erfüllen. Diese tragische Weltanschauung wird von Felix Dahn im Folgenden als Ersatz für den christlichen Glauben an Himmel und Hölle gepriesen, denn sie gewähre die weitere Gültigkeit des Sittengesetzes auch ohne metaphysische Krücken. Merkwürdig ist nur ein Widerspruch: der Einzelne soll auf Leben und Glück verzichten – und gemeint ist vor allem der Soldat auf dem Schlachtfeld, der bereit sein soll, fürs Vaterland zu sterben, - aber trotzdem soll er „das Dasein freudig bejahen.“ Wie kann das möglich sein?

Sein letzter Satz im oben wieder gegebenen Zitat verrät ihn. Das Dasein sei freudig zu bejahen, in der Erkenntnis, dass das Einzelne vergehen muss, um **im Wechsel der Individuen das Vernunft-Gesetz und das Allgemeine zu erhalten**. Ein „Wechsel der Individuen“ kann nie und nimmer auf einem Schlachtfeld eingeleitet werden, denn dort wird nur verwundet und getötet, ohne dass neues Leben entsteht. Nur auf dem Liebeslager könnte durch die Zeugung neues Leben entstehen. Und dieses Glück würde auch den tragischen Menschen mit seinem Tod versöhnen, wenn er hoffen, ja lustvoll die Möglichkeit erleben kann, durch ein neues Leben ersetzt zu werden.

Erklärt diese unbewusste Verwechslung seine Tränen, gegen die er sich nicht wehren kann, „sowie ... die patriotische, die nationale Saite angeschlagen wird, ganz besonders in Bezug auf den Krieg von 1870/71? (E4,2/4f.) Befreundete Ärzte meinten, er sei zu lange einer zu gewaltigen Aufregung ausgesetzt gewesen und habe einen kleinen „Nervenknax“ davon getragen. Sind diese unbeherrschbaren Tränen Ausdruck eines Schuldgefühls, dass damals in dieser Schlacht andere gestorben sind für sein überschwängliches Glück?

Jedenfalls kann Felix Dahn nur in einer selbst gedichteten germanischen Saga eine enge Verbindung extremer Gegensätze zeigen, nämlich eines Kampfes auf Leben und Tod zwischen Odhin und der Riesin und einer liebenden Umarmung beider.

Da die beiden Romane *Sind Götter?* und *Odhins Trost* zusammengehören, soll eine Zusammenfassung beider Dichtungen versucht werden.

Halfred Sigskald ist ein fast Übermensch, ihm werden „übermenschliche“ Fähigkeiten zugeschrieben. Genauer gesagt, er wäre ein Übermensch, wenn sich ihm nicht in Gestalt seiner eigenen Gattin ein furchtbarer innerer Feind entgegenstellte, der später in Chamberlains und Hitlers Weltanschauung eine Mutation durchmachte und sich in den Juden verwandelte. (siehe unten) Ähnlich wie sich der Jude als innerer Feind in eine von außen her drohende, fürchterliche Macht verwandelte, weil alle äußeren Feinde als Verkörperungen des Juden erschienen, die sozialistische Sowjetunion und das kapitalistische Amerika, wird auch das Weib in Felix Dahns Dichtungen zum äußeren Feind oder zum Verbündeten des äußeren Feindes, zum Verräter. Denn seinen Helden droht schlimmes Unheil immer nur dann, wenn ihre Frauen die Treulosigkeit ihrer Männer beanstanden und fürchterliche Rache nehmen. So treibt Harthild ihren Ehemann Halfred Sigskald, als sie seine Liebesdefizite bemerkt, wie eine rasende Furie in den Wahnsinn: er wird zum Götterdämmerer, der sich erst durch seinen Tod erlöst. Auch im historischen Roman *Ein Kampf um Rom* finden sich solche grausigen Geschichten. Als sich der Gotenkönig Witichis aus politischen Gründen von seiner geliebten Ehefrau Rauthgundis trennen und die schöne Mataswintha heiraten muss, spürt diese, dass er sie nicht richtig liebt, weil er noch an Rauthgundis gebunden ist. Trotz seiner großen Schuldgefühle ist ihre Rache furchtbar: sie vereitelt durch schnöden Verrat den Erfolg der Goten bei der Belagerung Roms und zündet in Ravenna den für die Goten lebenswichtigen Getreidespeicher an. Kein Historiker könnte diese Geschichten bestätigen, aber sie wecken Schauer im ergriffenen Leser, der solche Abgründe infamer Bosheit nie geahnt hätte. Warum verliert Totila die entscheidende Schlacht gegen Narses? Im Grunde seiner Valeria wegen, genauer weil ihn ein Nebenbuhler in dieser Liebe, ein feuriger Korse, mitten in der Schlacht im Stich lässt. Immer sind Frauen der Helden Ruin. Gotische Helden scheitern immer an Verrätern, nie an eigenen

Fehlern. Und die „Verräter“ sind meist Frauen, die inneren Feinde, die sich plötzlich mit den äußeren Feinden verbünden. Selbst Cethegus Caesarius ist nur so lange fast ein Übermensch, als ihn die Rache seiner bereits verstorbenen Freundin Rusticiana, die ihm den Tod der Camilla nicht verzeihen hat, doch noch trifft. Dann geht es mit ihm langsam aber sicher bergab.

5. Auf welche „Erfahrungen“ stützt sich die Gleichung *Ich = Gott*?

Kants Forderung nach Autonomie des Willens in der Moral trieb seltsame Blüten. Felix Dahn zog daraus den Schluss, der germanische Krieger solle nicht auf Walhall hoffen, sondern die mit der germanischen Jenseitsvorstellung verbundenen erotisch-sexuellen Freuden schon hier auf Erden, selbst im Sterben genießen. Dieses Versprechen musste auf einer „Erfahrung“ beruhen. Da man nicht annehmen wird, Felix Dahn habe erotische Lust in einem Paradies jenseits der Todesgrenze erfahren, stellt sich die Frage nach dem Ursprung dieser Illusion.

Weil aber niemand „die Welt“ anschauen kann, sondern immer nur *einen* Teil, deutet der Begriff „Weltanschauung“ auf eine Anfälligkeit für sinnlich fassbare Symbole hin, die mit „der Welt“ verwechselt werden. Der Teil der Welt, der Felix Dahns Weltanschauung prägte, war der Garten einer Villa in den Außenbezirken Münchens, der sich später allerdings zur landschaftlich schönen Umgebung von München erweiterte und zuletzt sogar den mediterranen Süden Europas einschloss. Die Familie Dahn muss damals reich gewesen sein, seine Mutter, eine Halbfranzösin, hatte als Schauspielerin Karriere gemacht. Folgen wir jetzt dem Dichter in sein „Paradies“.

Wie mit dem Garten, sind wir nun auch mit dem Hof und seinen Bewohnern zu Ende: wir wandeln daher durch die Gartentüre in den Garten.

*Wehmutsvolle Erinnerung und freudiger Dank zugleich füllen mir die Seele, gedenke ich des schönen, stillen, von Poesie durchwebten Raumes – mir eines heiligen – in welchem ich Poesie nicht „gemacht“, nicht „geschrieben“ – ach! wie wenig, wie unlebendig, wie in einer stets erkannten Unvollkommenheit unbefriedigend ist das! – nein, Poesie **gelebt** habe, in welchem ich, ohne es zu wissen und zu wollen, gelernt habe, dichterisch zwar noch nicht – oder doch nur in den letzten Jahren – zu denken, wohl aber zu träumen, vor mich hin zu sinnieren, zumal aber mit der ganzen noch unabgestumpften Sinnen-Schärfe und Sinnen-Frische des Knaben mich in das Leben der Natur zu versenken... (E1/59f.)*

Der mittlere und die beiden Seitenwege umschlossen nun, was mein und meiner Genossen Haupttummelplatz in dem Garten war, was ihn uns zum Spiel- (d.h. Schlacht-) Feld erst tauglich machte: große weite Wiesenflächen, auf denen es sich prächtig rennen, ringen und fechten ließ. (65)

Damit sind die beiden Elemente von Dahns Weltanschauung beschrieben, ein wunderschöner Garten, in dem er träumen, aber auch die Fauna und Flora studieren konnte, - sein Interesse für den Darwinismus war sehr früh angelegt - daneben ein großer Platz, der dem Jungen und seinen Kameraden als Kampfplatz diente. Gefochten wurde mit richtigen Stahlschwertern und Stahlhelmen; es ging bis zum Blutvergießen und zum K.O.- Schlag. Hören wir ihn seine Waffen selbst beschreiben:

Helm und Schild zeigten in der Mitte die ringshin Strahlen werfende Sonne – den „Sonnenritter“ nannten mich drum die Feinde, - Wie viele Stöße und Hiebe hat mir der treue Schild abgewehrt! Aber auch der Helm war so trefflich gearbeitet, dass er mir nie zerspalten ward... An Trutzwaffen erhielt ich ein ganz herrliches Schwert aus allerbestem Stahl, doppelt geschliffen, zu Hieb und zu Stoß, vor dreieckig zugespitzt: nie versagte die geliebte Waffe „Durendal“ (Rolands Schwert) in meiner Faust: unzählige Bohnenstangenspeere hab ich krachend damit zerschlagen: mit dem Blut einer Armwunde zuerst hatte ich auf die Klinge geschrieben den Schwertsegen: „Für Gott, Kaiser und Reich“. (E1/116f.)

Felix Dahn wurde ein hervorragender Fechter, was ihm später bei seinen packenden Schlach-

tenschilderungen zugute kam. Trotz dieser frühen Militarisierung bleibt der Junge hochsensibel. Mit Abscheu erwähnt er die Fleischbank und deutet seinen Ekel vor der dort üblichen brutalen Schlachtung von Tieren an. Er geht diesem Anblick möglichst aus dem Weg, bemerkt aber dazu:

Dieser Anblick, täglich eingesogen, konnte nur die Verrohung der Gefühlsweise der jungen Bajuwaren fördern. (167)

Der junge Felix Dahn lebt als Fremder aus dem protestantischen Hamburg, abgehoben in einer höheren Welt, seine „drei Leitgeister“ waren: die Phantasie, die Geschichte, die Philosophie. (86f.)

Aber das Paradies im Garten der Kindheit war von einer rätselhaften Macht bedroht:

Jedoch das Seltsamste war eine tiefe Schwermut, eine wehmutsvolle Trauer, welche mich, ohne dass Furcht vor irgend einer Gefahr oder ein Krankheitsanfall im Spiele sein konnte, schon als zarten Knaben in meinem Garten um die Abendzeit oft beschlich, zumal im Lenz und Sommer, nicht etwa im Herbst, wann fallende Blätter, Nebel und Frostschauer solche Stimmung leicht erklärlich machen. Nein, am Abend des schönsten Sommertages kam das über mich... (Die Eltern weiß er im Theater, zuerst hört er Glocken, dann eine Amsel, dann Stille) Noch viel, viel stiller scheint es nun als zuvor: alles Leben ist erloschen. Und nun stürzen mir die heißen, bitteren Tränen stromweis aus den Augen. Das ist der Tod, das ist das Ende von allem Leben, das ist der Ausgang, der unvermeidbare! von allem Schönen – ewiger Tod! Und ich floh. (dann flieht er ins Haus, nicht etwa zur Magd, vor der er sich wegen seiner Tränen geschämt hätte, sondern ins stille Kämmerlein und weint sich aus.)

Was war das nun? – Nicht etwa Furcht! Furcht vor dem Tode? Nein! Ich zweifelte damals noch – sehr früh freilich, widernatürlich früh ward das anders! – nicht im Geringsten an der christlichen Lehre von der Unsterblichkeit: ich war ein sehr frommes, gebeteifriges Kind. Aber dieses Erbeben, diese Ahnung der Vernichtung, des erbarmungslosen Erlöschens alles Lebens, des Untergangs von allem Schönen – wie die Sonne versank, der Glockenschlag verschwebte und der Vogel verstummte - dieses bange, tiefüberzeugte Grauen war stärker als alles Andere in mir. – Sagte ich auch am Morgen den dritten Artikel des Glaubensbekenntnisses: - „an Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben“ – voll überzeugt herunter, - es half nicht auf die Dauer: am Abend kam das Grauen wieder. – Es ist der Zug zur Schwermut, der, unter aller Lebhaftigkeit verborgen, im tiefsten Kerne meines Wesens wirkt, der Trauer nicht um mich wahrlich – um das Schöne, um das Glück, die vergehen müssen: „der Schmerz um alles Leben“ – es ist der Keim, aus welchem König Teja und Odhins Nornengang... hervorgegangen sind: damals selbstverständlich unbewusst, im Widerspruch mit dem vollgeglauten religiösen Bekenntnis – aber so tiefgründig, so ganz meinem innersten Ich entfließend, dass diese Ahnung, diese Wehmut alles überwältigte. Und so ging es durch und durch und geht es fort all' mein Leben: nicht ein Missklang, nicht ein unversöhntes Weh, wahrlich kein Pessimismus, der mit ein Gräuel – aber eine wehmutsvolle Entsagung, eine gedämpfte Trauer, der es an Süße nicht gebricht. (E1/137-141)

Felix hat bereits eine dunkle Ahnung – noch kein sicheres Wissen – über die wahre Ursache seiner Schwermut; sicher weiß er nur eines: die Eltern sind im Theater. Sie waren also nicht da. Aber er denkt an sie. Also hat seine Todesangst etwas mit seinen Eltern, genauer mit ihrer Abwesenheit zu tun.

Was bedeutet die Todesahnung. Nicht der Tod droht, sondern der ständige Verlust der Eltern, des paradiesischen Gartens. In seinem Sedan-Gedicht glaubt es sich mitten im Donner der Geschütze an diese kindlichen Gefühle zu erinnern, an den Ursprung eines Männlichkeitswahns:

Erjauchze, mein Herz, nun: / Dein Sehnen von Kind auf, / Dein Wunsch in den heißen / Schmerzen des Mannes, - / Alles erfüllt sich: / Denn es umtostet dich / Schrecklich und herrlich / Vom Heer Alldeutschlands / Sieghaft geschlagen, / Die heilige Schlacht! (E4,1/ 599)

Auch König Teja, der in der Todesahnung des jungen Felix auftaucht, haderte mit dem

„fluchbeladenen Geschick“ seiner Eltern. Er habe anfangs „scheu, verschlossen, niedergedrückt durch das Geschick seiner Eltern“ gelebt. (952) Offenbar hat ihn dieser Fluch seinen „fruchtbaren“ Gott erfinden lassen, der im Gegensatz zum christlichen Gott kein Mitleid kennt.

Ganz ähnlich hat auch Felix Dahn sehr früh seinen anerzogenen Gottesglauben verworfen. Er schlittert er in eine tiefe religiöse Krise; er weigert sich zunächst, sich konfirmieren zu lassen. Der Pfarrer droht ihm sogar Prügel an, schließlich gibt der junge Felix nach.

*Ich deute hier nur einige der stärksten Zweifelsgründe an: Die Erschaffung der Menschen trotz Voraussicht des unvermeidlichen Sündenfalls, die Opferung des sündenlosen Sohnes für die sündige Menschheit – zumal aber die Zumutung, meine eigenste Schuld durch den Tod eines Schuldlosen als gesühnt anzusehen, - das unaufhörliche Leiden der sich selbst zerfleischenden Tierwelt, welches mir mein Garten stündlich vor Augen stellte (all das durch Evas Apfelbiss herbeigeführt!) – das waren die Anfänge. Aber dazu trat, jemehr ich von Weltgeschichte und von der Lebensgeschichte Einzelner erfuhr, der zermalmende Eindruck **des schuldlosen Unterganges** so vieler Völker und Helden, das unverschuldete Leiden und Erliegen der Edeln, Zarten, Schönen gegenüber dem Schlechten, Bösen, Roh-Gemeinen. Ich war noch nicht zwölf Jahre als, als mich der Untergang des Heldenkönigs Teja und seiner Gothen am Vesuv mit traurigen, schmerzvollen Zweifelsfragen erfüllte. Den Sommernachmittag hindurch verteidigte ich selbst als König Teja, im Adlerhelm und mit langschäftiger Streitaxt und dem schwer zerhackten Schild – den Engpass am Milchberg – die Schmalpforte der Kegelbahn – mit grimmen Hieben gegen die speertragenden Leibwächter des Narses – den Zenger und den Monten-Gustel: - waren sie aber fort, die lauten, fröhlichen Gesellen, und schwebte mit der versinkenden Sonne der Schatten jenes wehmutsvollen Todesgefühls in meine Seele... dann legte ich Helm und Schild und Axt von mir und warf mich in tiefstem Weh in das dichte Gras und schluchzte zu den Sternen hinauf: „Warum? Warum, o gerechter Gott, wenn du da droben waltest, warum musste vor Verrat und Tücke König Teja fallen und sein Volk?“ (229-234)*

Die normale Reaktion auf den drohenden Verlust der Eltern wäre eine neue Beziehung zu suchen, ein Liebesverhältnis. Von Februar 1848 – 1855 war seine Phantasie beherrscht von einem reinen, schönen, edeln Bild, eines um ein Jahr jüngeren schönen Mädchens, seiner *Didosa*, wie er sie nannte. Kein Kuss, keine Berührung, kein Gespräch, kein Tanz, er hat sie nur angeschwärmt und für sie und über sie Gedichte geschrieben.

Irgendwann bricht ein düsteres Unheil über ihn herein; ihm wird langsam klar, dass die Ehe seiner Eltern auseinander brechen wird.

Ich war noch nicht elf Jahre alt, als ich bereits – mit nicht zu schilderndem Weh – die wachsende Entfremdung der beiden ahnte, fühlte, erkannte. (E1/287)

Lange Zeit erfüllte mich diese Wahrnehmung lediglich mit einem unbestimmten Grauen, mit einer durch das Herz zuckenden Angst: - ich wusste nicht, vor welchem Unglück.

Er trifft einen Kameraden, der von der Scheidung seiner Eltern berichtet, jetzt erfährt er erst, dass es das gibt, und ihm droht.

*Mit solchem Weh und Grauen mögen die Götter in Asgardh, nachdem Odhin das letzte Geheimnis ergrübelt und ihnen mitgeteilt hatte, dem fernher, aber unaufhaltsam heran dämmernden Untergang ihrer selbst und ihrer ganzen Welt entgegengeschaut haben, wie der elfjährige Knabe seither der unentrinnbaren Selbstvernichtung **seiner** ganzen Welt.*

*Ich leugne gar nicht, dass neben dem Schmerz um die geliebten Eltern auch der Jammer um die unabwendbare Zerstörung meines schönen Heims, dieses Künstler-Hauses und Künstler-Lebens mir schwer auf die Seele fiel. Nicht um das Behäbige – um das **Schöne** in diesem ganzen bisherigen Lebewesen war es mir so bitter weh. (288f)*

Das Heim und der Garten waren seine Welt, fast buchstäblich gemeint. Die Drohung, all dies aufgeben zu müssen, ergreift ihn wie Todesangst, wie die Angst, Abschied nehmen zu müssen von dieser Welt.

Er meint, die Schwermut sei angeboren, schon im 6jährigen Kind aufgebrochen. (289)
Aber seit wann ahnt er die Gefahr der Scheidung? Schon Kinder haben ein dunkles Gespür, wenn etwas im Verhältnis der Eltern nicht stimmt. Sie wissen natürlich nichts von einer konkreten Bedrohung; die Möglichkeit der Scheidung wurde ihm erst mit 11 Jahren bewusst, aber sicher hat er schon zuvor etwas Ungeheures geahnt. Schon in der ersten Wiedergabe des Erlebnisses der Schwermut werden die Eltern erwähnt, als abwesend. Er wusste sie im Theater, also antizipierte er bereits die Trennung von ihnen. Und diese Antizipation ist seine Todesangst.

Als die Scheidung und damit der drohende Verlust des Heims und des Garten deutlich vor ihm stand, spitzt sich seine Krise dramatisch zu. Ihm wurde sogar die Wertlosigkeit seiner an und über Didosa geschriebenen Verse bewusst.

Also: - sichere, unvermeidliche Niederlage im Kampfe des Lebens!

Keine Möglichkeit, den jetzt so viel – wie empörte mich schon das! – und nicht immer grade freundlich genannten Namen Dahn zu hohen Ehren zu bringen: das Erliegen, vorbestimmt durch „Schicksal“, durch Mangel an Verstand, durch Überfluss an Phantasie, an flammender Leidenschaftlichkeit, an rastloser Lebendigkeit.

Der Sieg – unmöglich!

Im katholischen Bayern warf eine Ehescheidung damals Schande auf die ganze Familie. Wie sollte der Junge die Ehre seiner Familie retten? Ein Sieg war unmöglich.

Aber das Kämpfen – das sollte doch so tapfer, so ruhmvoll werden als nur irgend möglich.

„Der Sieg ist des Schicksals – Heldentum unser“: - ich war noch nicht fünfzehn Jahre, als ich diesen Wahlspruch in mein Tagebuch schrieb. (E1/293)

Klar erkannte ich: die Gefahr für mich lag in meiner glühenden Einbildungskraft, sodann in meiner „Impulsivität“, in meiner Raschblütigkeit, in meiner Lebensfreude (neben aller Schwermut): später, seit dem 17. Jahre, fügte ich dieser Einsicht bei: „in meiner Leidenschaftlichkeit, in meiner Gier nach Schönheit.“

Warum empfand er seine Lebensfreude als Bedrohung? Weil sie ihn an den Garten ketten würde, den er sicher bald verlieren würde. Also sah er im Rettenden die Gefahr und sucht in der Abwehr der Rettung sein Heil.

*Also: einzige Rettung, um alle jene Versuchungen abzuschneiden, stets das schroffste Gegenteil von dem tun, was ich am liebsten tun möchte, wozu die angeborene Natur, wozu jene gefährlichen Neigungen mit aller Kraft drängten: **äußerste, mönchische Abtötung jedes, auch des noch so harmlos, noch so berechtigt scheinen den Wunsches nach Lebensfreude.** (296f.)*

Freude ist gefährlich: - sie berauscht. Zurückdämmung der Phantasie durch allerstrenge wissenschaftliche Gedankenzucht, durch Übermüdung mit massenhaftem Lernstoff, so dass die unseligen Flügel des Pegasus sich gar nicht mehr regen konnten. Nie dem ersten, natürlichen Antrieb folgen – z.B. nicht spazieren gehen, wenn das schönste Frühlingswetter alle Jugendgenossen ins Freie riss, sondern Aristoteles oder Spinoza studieren durch die ganze Frühlingsnacht bis gegen Morgen.

Nie mit lustigen Gesellen trinken, das ist roh, tierisch! Jedem schönen Mädchen, jeder Berührung eines solchen aus dem Wege – zumal auf keinen Ball gehen (die allergrößte Mühe hatte mein Vater, mich mit neunzehn Jahren auf den ersten zu bringen: nach einer halben Stunde saß ich schon wieder zu Hause über Hegel): - denn zwar soll Didosas Bild im Heiligenschein vor allem Übel schützen: - aber hier liegt doch die allergrößte Gefahr, nicht nur vermöge der Sinnlichkeit, viel mehr vermöge jener glühenden Phantasie, welche viel weniger den Genuss als die Begeisterung durch Weibes-Schönheit sucht, was aber doch in einer schlimm gefährlichen Nachbarschaft mit der Berauschung in Schönheit liegt.

***Also: Pflicht und Arbeit, Arbeit und Pflicht bis zum Umfallen, und wenn zu einem frühen Tod, den ich bestimmt ahnte: desto besser!...** So lauteten meine Gelübde, als ich vierzehn Jahre alt war. **Ich habe sie gehalten.** Aber Gesundheit der Seele, Frohmut, ja das ganze Jugend-Leben hab' ich darüber eingeübt. (E1/297)*

Wir erinnern uns, dass ihn die Schwermut niemals im Herbst oder Winter, wenn Nebel und Kälte eine gewisse Trauer erklären würden, überfiel, sondern im Frühling und Sommer, mitten in der schönsten Jahreszeit. Bedeutet das nicht, dass damals schon unbewusst in ihm wirkte, was er später ganz bewusst betrieb: die Abtötung aller Freude, aller noch so unscheinbaren Sinnenlust, so dass der Tod unmittelbar, fühlbar vor ihm stand, mitten in der schönsten Abendstimmung? Und wozu die Abtötung aller Sinnenlust bis hin zur Angst vor dem Tode? Um unabhängig zu werden von seinen Eltern, von diesem Garten, dem Inbegriff all des Schönen in der Welt? Dies wird an seiner seltsamen Beziehung zur Didosa deutlich, die in König Tejas Biographie in *Ein Kampf um Rom* seltsam gespiegelt wird. Felix Dahn hat seine Liebe zu dem Mädchen gepflegt und zugleich verdorren lassen, Teja tötet seine erste junge Geliebte namens Myrtia mit dem Schwert, weil er sie, nachdem sie sich für die Flucht in einen Mann verkleidet hatte, für seinen größten Feind, den Sklavenhalter Lykos, hält. (956) Dieser Irrtum verfestigt seine Religion des grausamen Gottes.

Ich aber war, da ich erwachte, der Teja, der ich bin. Und glaubte nicht mehr an den Gott der Gnade und Liebe: und wie ein Hohn auf Myrtia klingt jedes Wort, das davon faselt. Was hatte sie, - was hatte ich verschuldet? Weshalb ließ Gott, wenn er lebt, dies Grauenhafte zu? (957)

Auch in Felix Dahn entwickelt sich vor der drohenden Scheidung seiner Eltern und trotz oder wegen seiner Liebe zur Didosa ein ähnlicher Nihilismus, den er allerdings nicht so nennen will. Er erhält 1850 das Zeugnis der Reife für die Hochschule, bald darauf erfolgte die Scheidung der Eltern, wurde das Haus samt Garten verkauft.

Ich stand, 16 Jahre alt, - innerlich – ganz allein in der Welt: - gerade damals ... starb mir mein zärtlich geliebter Julius! (der beste Freund) – Den Glauben an die Kirchenlehre, auch an jene lange Zeit geretteten drei Überbleibsel hatte ich verloren: ebenso den Glauben an mich selbst.

Über diesen Julius bemerkt er an andere Stelle:

Unsere schwärmerische Freundschaft (Julius) ward nie dadurch gestört, dass wir sechs Jahre lang in der Klasse wie auf Leben und Tod um den ersten Platz in der Geschichte rangen... Kaum hatte Julius mit rühmlichster Auszeichnung die Abgangsprüfung von dem Gymnasium bestanden, als er vom Gehirntyphus ergriffen nach neun Tagen starb. Mein Schmerz war grenzenlos: es war – so früh! – der erste Verlust, den mir der Tod brachte. Ich glaube, kein männliches Wesen hat mich je so schwärmerisch, so weich empfindend geliebt, wie dieses sanfte Julius, ein musterhafter Sohn, ein musterhafter Schüler und welch ein Freund! (101f.)

Aber folgen wir ihm weiter in der Schilderung seiner schweren, durch die Scheidung seiner Eltern ausgelösten Lebenskrise:

Im Vorgefühle sieglosen traurigen Erliegens, trotz des Reifezeugnisses völlig unreif für die Hochschule, von tiefer Schwermut beschattet, mit einem von Überarbeitung, von kindlichem Schmerz und von (298) krankhafter Liebesschwärmerei stark angegriffenen Körper, ohne Hoffnung, ohne Freude am Leben, bei jedem Schritt eine Gefahr, eine Versuchung besorgend, nur durch den Glauben an einen frühen Tod wehmütig getröstet trat ich in die „akademische Freiheit“: stark war an mir nur der Entschluss zu strengster Arbeit und Askese, der Beschluss, nicht ohne rühmliches Ringen zu erliegen und zu sterben: stark also war nur ein obwohl überschwänglicher und irre gehender, doch ganz außerordentlich tatkräftiger, tapferer Idealismus.

Dieser mein so viel gescholtner Idealismus hat mir tiefe Schmerzen bereitet in meiner überzarten Seele: aber er hat mich schließlich über alle innere Ungesundheit und über alle äußeren Gefährdungen wie auf Adlerschwingen hinweg getragen: er – die härteste Arbeit vor allem – hat mich gerettet: - damals wie wiederholt in späteren Kämpfen und Gefahren. (298f.)

Zur Bemerkung: die härteste Arbeit habe ihn gerettet, schreibt er zu Beginn des zweiten Bandes seiner Erinnerungen:

In diesen Jahren stieg nun jener übertriebenste „Idealismus“, jene mönchische Entsagung und Selbstüberwindung zu immer steilerer Höhe, verbunden jedoch mit einem schwärmerischen, verzückten Wohlgefühl, das sich aus der täglichen Überanstrengung bis zur Berausung des Geistes und der Einbildungskraft ergab. (E2/7)

Das Wohlgefühl im Nichts der Askese ist der Grund, warum er seinen Nihilismus nicht als Nihilismus erkennt und folglich auch nicht so benennen will. In der Schilderung seiner Jugendkrise – er war damals 16 Jahre alt, - sind durch Fettdruck Worte hervorgehoben, die sich um zwei Begriffe gruppieren: *krankhafte Liebesschwärmerei* und *mönchische Entsagung*. Hier wird eine ungeheure Ambivalenz der Werte deutlich: Die mönchische Entsagung habe ihn gerettet, also erscheint sie als größtmöglicher, als höchster Wert. Denn was können wir höher halten als das Rettende. Doch worin bestand seine „mönchische Entsagung“? In seiner *krankhaften Liebesschwärmerei*.

Wenn sich Felix Dahn in seinen Dichtungen wie „Sind Götter?“ oder „Odhins Trost“ mit solcher Leidenschaft gegen das Mönchtum ausspricht, stellt sich doch die Frage, warum er eine Institution angreift, die damals schon keine Rolle spielte, zumal in seiner protestantischen Konfession. Eine Frage, die man auch an Nietzsche stellen muss.

Woher dieser Hass auf den Mönch, ja auf das Christentum, gegen das er in *Ein Kampf um Rom* immer wieder heidnische Sinnesfreuden beschwört? Er hasst sein eigenes Mönchtum, seine rigorose, ihn an den Rand des Selbstmords treibende Askese, obwohl er andererseits gerade nur dieser Askese seine Rettung zu verdanken glaubt. Dies ist der Hintergrund der irreligiösen These Felix Dahns, dass das eigene Ich Gott sei, alle Rettung nur aus dem Ich, von der eigenen Person komme, aus der eigenen Anspannung, aus der eigenen Tatkraft, aus dem eigenen Willen, nicht aus günstigen Zufällen, nicht von der Liebe und Hilfe anderer, nicht von der Gnade, also nicht von Gott.

Nun stellt sich natürlich die Frage nach dem Ursprung dieser alle Sinnenlust und alle Freuden des Lebens abtötenden mönchischen Leidenschaft. Man wird hier vorschnell einwerfen: aus dem Christentum. Aber das kann nicht sein. Felix Dahn war schließlich gläubiger Protestant. Das mönchische Ideal erfasst ihn wie der Hauch des Todes, als er mit dem Christentum schon gebrochen hat. Und die christliche Moral hätte ihm nicht verwehrt, mit seiner Didosa wenigstens zu sprechen. Warum richtet er an sie kein Wort? Warum begnügt er sich mit einem freundlichen Lächeln, obwohl er doch ein sehr impulsiver, leidenschaftlicher, ja sogar sinnlicher junger Mann war. Diese mönchische Askese löst Todesahnungen aus und überschüttet ihn zugleich mit einem „*schwärmerischen, verückten Wohlgefühl*,“ (s. o.) in dem seine ersten Gedichte entstehen. Von hier aus ist seine „Erfahrung“ eines sinnlichen, erotischen Glücks „jenseits der Todesgrenze“ zu erklären.

Er hat offenbar Angst, sich zu binden. Denn jedes Wort würde ihn verpflichten und binden. Und die Bindungsangst war wohl im Verhältnis zu seiner Mutter angelegt, denn die Scheidung seiner Eltern war zugleich die Trennung von dieser Mutter, was er bald gefühlt haben musste, tatsächlich kam er nach der Scheidung zu seinem Vater, während die beiden jüngeren Geschwister der Mutter zugesprochen wurden.

Um eine solche Katastrophe in seinem späteren Leben niemals erleben zu müssen, beugt der junge Felix vor. Wer sich an die Geliebte nicht bindet, kann sie nicht verlieren. Also war die Bindung zugleich Verlust. So erklärt sich die Funktion des Bildes der Didosa, die mit seiner Mutter verschmilzt, weshalb ihn das Bild der jungfräulichen Mutter angesichts der Sixtinischen Madonna in Dresden wie ein Wunder berührt.

Als ich nun aber in das Museum gelangte, da geschah an mir ein Wunder, fast dem zu vergleichen, welches der erste Anblick Didosas an mir gewirkt hatte: abermals „erging über mich der Schönheit heilige Macht“: als ich vor die Sixtinische Madonna trat, geriet ich in eine Verückung, in eine dichterische, religiöse – und wohl auch Liebes-Schwärmerei, wie ich sie in dieser Mischung nie empfunden.

Ich dichtete sie an, betete sie an, liebte sie an, diese jungfräuliche Mutter, dieses schlichte reine Erdenweib, das zugleich die hehre Himmelskönigin ist, diese unsagbare Majestät der Einfalt. Wahrlich, das ist kein Bild: das ist eine Offenbarung und vollbegreiflich ist die Künstler-Sage, die Madonna sei Rafael erschienen, von Angesicht zu Angesicht habe er die Himmliche erschaut und ihren bambino, der das Unmögliche vereint, ein Säugling und zugleich

ein mit seinen himmeltiefen Augen das Weltall beherrschender Gott zu sein.

Kein Gemälde hat jemals auch nur annähernd den Eindruck auf mich gemacht wie dieses: denn, wie gesagt, das ist gar kein Bild, das ist ein Wunder, ein Mysterium. (E2/546f.)

Wie bei Lagarde und Lenau erscheint hier die Muttergöttin. (5. und 13. Aufsatz) Durch sie vollzieht sich gewissermaßen unter der Oberfläche des Bewusstseins – er blieb ein ausgekochter Feind des Klerikalismus – wie übrigens auch bei Nietzsche – (vgl. Romundt im 5. Aufsatz) - eine Hinwendung zum Katholizismus. Aber die Muttergöttin erzeugte unter dem Vorzeichen der Philosophie des Ichs und der Selbstvergötterung keinen Marienkult, sondern, ähnlich wie bei Lenau und Lagarde, eine Form bedrohlichen Männlichkeitswahns, eben das mönchische Ideal, das sich bei Felix in einer selbstzerstörerischen Arbeitswut und Kampfeslust äußerte, der er aber auch „seinen Sieg“ verdankte: Das Lebenswerk des Felix Dahn hat einen beeindruckenden Umfang. Was die Menge des Gedruckten angeht, war er von kaum einem Zeitgenossen zu übertreffen.

Er bezahlte seinen äußeren Erfolg jedoch mit einem Gefühl der Entsagung und Wehmut, das ihn ein Leben lang begleitet; wir erinnern uns: *Und so ging es durch und durch und geht es fort all' mein Leben: nicht ein Missklang, nicht ein unversöhntes Weh, wahrlich kein Pessimismus, der mit ein Gräuel – aber eine wehmutsvolle Entsagung, eine gedämpfte Trauer, der es an Süße nicht gebricht. (E1/137-141)*

Hier ist die Parallele zu Nietzsches „Überwindung“ des Pessimismus und Nihilismus durch ein ekstatisches Hochgefühl nicht zu übersehen. Deshalb sei nochmals besonders betont: Nietzsche und Felix Dahn wehrten sich gegen die Bezeichnung Pessimismus, warum? Weil es „der gedämpften Trauer an Süße nicht gebricht“. Felix Dahn sprach sogar von einem „verzückten Wohlgefühl“ in all diesem Leiden. Er scheint sich seiner Sinnenfeindlichkeit nicht bewusst gewesen zu sein, weil ihn in seiner Verehrung für Didosa „geheimnisvoll süße Wonnen“ durchrieselten.

Es ist nicht zu schildern, welche Gefühle reinsten Begeisterung mich beseelten, welch' geheimnisvoll süße Wonnen mich durchrieselten, stand ich um fünf Uhr abends an meinem Fenster und sah ich, im Februar etwa, umflutet von der von Westen... her einfallenden goldduftigen Dämmerung, das engelhaft schöne Antlitz jenes Mädchens voll zu mir empor gewandt, meinen ehrfürchtigen Gruß freundlich zu erwidern.

Das Bedürfnis, Verse zu machen, drängte so unaufhörlich, dass ich mitten in der Vorlesung... die kleinen Gedichte niederwarf... (E2/7f.)

Das verzückte Wohlgefühl in all diesem Leiden ist das Urbild des himmlischen Glücks im Tode, wie es Felix Dahns germanischen Helden genießen.

Offenbar fühlte sich Felix Dahn in seiner Didosa-Verehrung nicht als Asket, sondern als beglückter Dichter, wie Nietzsche in seiner „selbstmörderischen“ Askese von seiner „Sinnlichkeit“ überzeugt war.²⁴

Leider kann die Geschichte von Felix Dahns „Askese“ mangels Material nicht weiter verfolgt werden. Seine Erinnerungen geben zu wenig für sein Verhältnis zu seinen beiden Ehefrauen her.

Eine Traumdeutung könnte uns jetzt helfen, den Königsweg zum Unbewussten (S.Freud) zu betreten. Aber Felix Dahn hat keine Träume aufgezeichnet, mit einer Ausnahme vielleicht. Folgende Äußerung stammt nicht vom jungen Felix Dahn, sondern von Professor Dahn in Königsberg, dem Historiker und Juristen, es handelt sich nicht um eine nicht ernst gemeinte Entgleisung am Stammtisch, nach dem xten Glas Bier, sondern um einen Abschnitt in seinen Erinnerungen, also um einen mehrfach Korrektur gelesenen, gedruckten Text:

Hätten doch die Germanenstämme sämtlich – auch Ost und Nordgermanen – in Eintracht das Land von der Elbe an geräumt und dafür, in dichten zusammenhängenden Massen, Zehe an Ferse gedrängt, die schönen Gebiete vom Rhein bis an die Pyrenäen überflutete, so massen-

²⁴ Dieter Just, Nietzsche kontra Nietzsche (2.2.4)

haft, dass sie, statt Romanisierung zu erdulden, Germanisierung der Provincialen verbreitet haben würden: - wir hätten ein freundlicher Geschick gehabt, als uns die so viel Blut und Schweiß kostende Entsumpfung und Entrodung des Landes und Entwildung der Volkes der Slawen und Preußen von Dresden bis Memel eingebracht hat. Wir hatten kein Glück bei der damaligen „Liquidation“ des in Concurs geratenen Römerreichs. Das heißt wir hatten keine Einheit, keinen alle fortreibenden Führer. Odhin war ein Ideal: der Bismarck der Völkerwanderung ist nicht gekommen... (EIV,2/419f.)

In der südlichen Landschaft erlebt Felix Dahn sein Paradies auf Erden.

Der Weg von Salerno nach Amalfi ist das Malerisch-Schönste, was ich in meinem Leben überhaupt gesehen habe. (EIV,2/460)

Wird hier die Sehnsucht eines Nationalisten ausgedrückt? Wohl kaum. Hier liegt die Aufzeichnung eines Tagtraums vor, der nur in völliger Einsamkeit und Isolierung möglich ist. Da in Felix Dahns Weltanschauung das Ich nicht die Menschheit bedeutete, sondern mit „dem Volk“ – was er darunter versteht, wird gleich deutlich – verschmilzt, können wir seine geschichtliche Vision nur biographisch lesen. Das Himmelreich soll ganz im Sinne Fichtes²⁵ auf der Erde existieren: im Golf von Salerno.

Felix Dahn kann diese Landschaft nicht einfach wie ein Gnadengeschenk genießen, sie muss verdient sein, verdient als Siegespreis in einem imaginären Krieg aller Germanen gegen alle Romanen, den er sich nur vorstellt: alle Germanen hätten in der letzten Etappe der Völkerwanderung geschlossen in Richtung Rom und Neapel marschieren sollen.

Felix Dahn erinnert diese Landschaft an den Tod der beiden Helden in seinem großen Roman: Vor dem entscheidenden Kampf mit Cethegus blickt Teja, das Ich-Ideal des Felix Dahn, noch einmal übers Meer:

... Sieh, wie prachtvoll die ganze Bucht von Baja bis Surrentum im Schimmer der eben versunkenen Sonne verglüht – das blaue Meer ward purpurfarbenes Blut. Wahrlich, keinen schöneren Rahmen konnte das Südland gewähren, die letzte Schlacht der Goten drein zu fassen. Wohlan, das Bildnis sei des Rahmens wert. Es drängt zum Ende. Wie sich nun alles erfüllt hat, was ich geahnt – geträumt, gedichtet. (1000)

So hat sich Felix Dahn seinen Tod gedichtet. Aber große Schönheit beschert uns einen Rivalen, einen unversöhnlichen Feind. Auch Cethegus hatte vor seinem letzten Kampf mit Teja in dieselbe Landschaft geschaut, und sozusagen noch nach seinem Tode.

Einen Augenblick noch hielt Syphax inne auf dem Grat des schwarzen Felsens: auf beiden starken Armen hob es des Cethegus Leiche noch einmal waagrecht in die Höhe, der sinkenden Sonne die stolze Gestalt zeigend. (1049)

War diese Vision nationalistisch? Zeugt Felix Dahns Tagtraum für seine Bismarck-Verehrung? Bismarck hätte sich geschüttelt, wird doch hier die Existenz nicht nur Ostpreußens, sondern des ganzen preußischen Staates, der sich bekanntlich rechts der Elbe gebildet hatte, in Frage gestellt. Wer stirbt da? Das asketische Ich, das er in seiner Jugendkrise als tödlichen Feind bezeichnet hatte und zugleich als einziges Mittel zu überleben. Zugleich wäre das himmlische Glück auch der Untergang des mönchischen Ideals eines ewigen Kampfes. Ostpreußen, das vom den kriegerischen Mönchen des Deutschen Ordens geschaffen wurde, dieses so mühsam kultivierte Land wäre für die Deutschen ausgelöscht, ja gar nicht erst entstanden. Wie im Elysium vergessen wäre auch seine königsberger Gelehrtenexistenz, dieser tägliche Kampf mit lächerlichen kleinen Siegen: am 11. Dezember 1885 war er, wie er in seinen Erinnerungen stolz bemerkt, Ehrenmitglied des Königsberger Tierschutzvereins geworden. Felix Dahn hasste dieses Ostpreußen, die Untertanenmentalität seiner Bewohner, die er auf die unterworfenen slawische Urbevölkerung zurückführte. Aber das asketische Ich wird sich seines Todes nicht bewusst. Das Ehepaar Dahn hat in Königsberg trotzdem eine Tradition Kants aufgenommen: tägliche Spaziergänge zu genau derselben Urzeit, so dass die Kö-

²⁵ Himmel und Erde sollen sich **durchdringen**, d.h. der Soldat soll das Himmelreich schon auf dieser Erde erleben. (6. Aufsatz)

nigsberger ihre Uhr danach stellen konnten. Dieser aus allen Ecken des Alltags hervorspringende deutsche Begriff der *Pflicht!*

Nietzsche hatte am Golf von Neapel, ähnliche, aber nicht dieselben Gedanken: er empfand das Glück und den Schmerz einer zweiten Geburt:

Ich habe nicht Kraft genug für den Norden: dort herrschen die schwerfälligen und künstlichen Seelen, die so beständig und notwendig an Maßregeln der Vorsicht arbeiten als der Biber an seinem Bau. Unter ihnen habe ich meine ganze Jugend verlebt! das fiel über mich her, als ich zum 1. Male den Abend über Neapel heraufkommen sah, mit seinem samtnen Grau und Rot des Himmels – wie ein Schauer von Mitleid mit mir, dass ich mein Leben damit anfang, alt zu sein, und Tränen und das Gefühl, noch gerettet zu sein, im letzten Augenblick. Ich habe Geist genug für den Süden. (KSA 9/607)

Warum sind solche Träumereien wie die von Felix Dahn im Golf von Amalfi gefährlich?

Weil der Versuch, den Traum zu verwirklichen, in Verbrechen enden muss, und tatsächlich hat H.St.Chamberlain, der etwas größere Realist, bedauert, dass die Germanen in der Völkerwanderungszeit die romanische Urbevölkerung nicht ausgerottet hatte, dann wäre der Golf von Neapel jetzt deutsch. Paul de Lagarde hatte einen ganz anderen Traum: die Anlegung deutscher Kolonien in Polen, War also nur Lagarde ein Wegbereiter Hitlers, Felix Dahn etwa nicht? Es ist nicht so entscheidend, was man träumt, sondern dass man träumt. Felix Dahn ist in den Träumereien seiner Kindheit und Jugend stecken geblieben.

Man wird diese Haltung für romantisch halten, aber sie war beeinflusst von dem Philosophen, der das Ich befreien und jeglichen Fatalismus widerlegen wollte. Und Fichte war in der Tat der Denker der Romantik.

Man wird das Erlebnis des himmlischen Paradieses schon hier auf Erden als säkularisiertes Christentum deuten. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn sich über eine Bedingung dieser Störung des Realitätssinns klar wird, die Philosophie der Subjektivität. Nur die Egozentrik eines inneren Systems, das jeglichen Bezug zu anderen Menschen ablehnt, kann sich in solche Tagträumereien verlieren.

Nietzsches Tagträumerei war ungleich gefährlicher für seine geistige Identität, hatte er doch keine These an seiner Seite. So hat er, wie ich in *Nietzsche kontra Nietzsche* dargestellt, in seiner Zarathustra-Einsamkeit ein Gefühl der Überlegenheit über alle Menschen hergestellt, und zwar durch eine lebensfeindliche Askese. Als er sich zuletzt der Herde, der Menschheit und damit dem Herdenglück näherte, hätte er seinen Sinnenwandel bemerken müssen. Aber er interpretiert sein neues Glück als Triumph seiner lebensfeindlichen Haltung.

So war Nietzsches erste asketische oder lebensfeindliche Philosophie von seinem Alchemistenwahn bestimmt. Er glaubte, Leiden in Glück verwandeln zu können. Diese Fähigkeit hätte ihn als Übermenschen in die Nähe eines Gottes gerückt. Aber die logische Konsequenz dieses Wahns fixierte ihn auf eine selbstzerstörerische Leidsüchtigkeit. Als er dann in der Euphorie des Turiner Herbstes echtes Glück genoss, hatte er sich objektiv – also vor dem äußeren Betrachter - von seiner Leidsüchtigkeit distanziert. Er hätte also seine vermeintlichen alchemistischen Fähigkeiten als Wahn erkennen müssen. Aber in seiner introvertierten Sicht dachte er ganz anders: Er sah im neuen Glück geradezu eine Bestätigung seines Alchemistenwahns. „Ein Gewitter lag in der Luft, die Natur, die wir sind, verfinsterte sich – denn wir hatten keinen Weg. Formel unseres Glücks: ein Ja, ein Nein, eine gerade Linie, ein Ziel....“ (Der Antichrist 1) Er glaubte, nicht seine, sondern eine Fehlentwicklung der Menschheit zu korrigieren, und zwar durch das „zweite Bewusstsein“. Vgl. Dieter Just, *Nietzsche kontra Nietzsche* (1.3.1), (1.4) und vor allem (3.2.1) und (3.3.2)

Wie ist diese Selbstverkenntung möglich? In den Fesseln der Sprache schreiben wir folgende Sätze nieder: Nietzsche ist in einem unglücklichen Bewusstsein völliger Einsamkeit, seiner Zarathustra-Einsamkeit der Leidsüchtigkeit gefangen. Er überwindet dieses unglückliche Bewusstsein und geht in den Herdenwerten auf. Die Sprache suggeriert uns eine gleich bleibende Substanz, nämlich Nietzsches Bewusstsein, das zuerst unglücklich und dann glücklich ist. In Wahrheit entsteht aber erst in den Herdenwerten, und zwar durch die neue Fähigkeit der Mitteilung zu Gleichen und Seinesgleichen ein zweites sozusagen viel intensiveres Bewusstsein, so dass die frühere unglückliche Existenz wie ein Leben im Grabe erscheint.²⁶ Dass das Bewusstsein an die Mitteilung gebunden ist, war eine seiner wichtigsten Entdeckungen.²⁷ Der Denker fühlt sich in der Herde wie Dionysos zum zweiten Mal geboren oder in einem paradiesischen Zustand, wie in einem Himmelreich nach dem Tode des unglücklichen Bewusstseins. Oder ihm erscheint seine eigene unglückliche Existenz als eine fremde, überwundene Epoche, als das Leben der Menschheit in der christlichen Verirrung, die er jetzt überwunden habe.

²⁶ Vgl. Dieter Just, *Nietzsche kontra Nietzsche* (1.4.6 Zarathustras Traum)

²⁷ Die Fröhliche Wissenschaft 354

Auch Felix Dahn hat in ähnlicher Isolierung gedacht und gedichtet. In beiden hat die Philosophie des Ichs existenzielle Konsequenzen gezogen.

6. Wotan und Donar als Ausdruck deutschen Volksgeistes ²⁸

Ein oberflächlicher Leser würde hier schließen: Wotan und Donar sind germanische Götter, also ertappen wir Felix Dahn bei dem vielleicht verstiegenen Versuch, eine nationale germanische *Religion* gründen. Aber so naiv und weltfremd war der philosophisch gebildete Autor, der in völliger Freiheit germanische Sagen erfand, sicher nicht. Es geht hier nicht um eine *Religion*, im Sinne der jüdischen, sondern um eine *Lehre* nach dem Vorbild der Lehre Zarathustras, wie Hegel sie auffasste. Im Kern geht es um die Selbstvergötterung des Menschen; deshalb sei noch einmal an die letzten Worte von Halfreds Sohn erinnert:

Unwillig stieß sie der Gottlose ... von sich: und als König Harald ihn staunend fragte, an wen er denn glaube, wenn nicht an die Asen und nicht an den weißen Christus? – da lachte er und sprach: „Ich glaube an mich selbst und meine Stärke.

Schauen wir genauer hin, was sich hinter diesen Göttern verbirgt. Dabei interessieren nur seine Ausführungen über Wotan oder Wodan bzw. Odhin. Der harmlose Donar ist irrelevant. Wotan (Wodan) ist im Folgenden mit Odhin identisch, was zunächst für Verwirrung sorgt. *Ich wende mich zu dem zweiten Teil meiner Aufgabe zu, der Charakterisierung Wodans: diese ist ungleich schwieriger, komplizierter, aber, wie mich dünkt, auch unvergleichlich reicher an Bedeutung: Donar repräsentiert die schlichte treuherzige Kraft des gemeinen Mannes in Deutschland.... Odhin führt uns in höhere und tiefere, in feinere und mehr durchgeistigte Elemente des germanischen Wesens: Thor ist der Gott der Bauern; Odhin, der Siegskönig, ist der Gott der völkerleitenden Fürsten und Helden – modern ausgedrückt der **Staatsmänner** und **Feldherrn** – zugleich aber (und das ist das Wunderbare, in dieser Vereinigung so ganz für die germanische Volksindividualität Charakteristische) ist er **der Gott der deutschen Philosophie** und der deutschen **Dichtung**: die großen Heerkönige des Vormittelalters, Geiserich, Theoderich der Große, Karl der Große, die kühn planenden staufischen Kaiser, der philosophierende und dichtende Preußenkönig, gleich groß in der Kunst des Sieges und des weisen Rats, ja in unseren Tagen Fürst Bismarck und Graf Moltke und andererseits **der ewig suchende Faust der deutschen Philosophie, Kant, Fichte, Hegel, Schelling und die größten germanischen Dichter Shakespeare, Goethe und der Dichterphilosoph Schiller** – alle diese Männer **hätten** speziell Odhin als ihren Schutzgott betrachtet.* (148) (Hervorhebungen von mir.)

Man beachte das von mir hervorgehobene Wort *hätten*. Wichtig ist vor allem: hier werden Kant, Fichte, Hegel, Schelling genannt. Die Deutschen hatten sich weder in der Staatskunst, noch im Kriegshandwerk bis zum Jahre 1879 besonders hervorgetan, wenn man von Bismarck absieht; Die Deutschen hatten nicht die Welt erobert, sie hatten kaum Kolonien. Dennoch wird dem germanischen, dem deutschen Wesen eine ungeheure Kraft zugesprochen, die aus dem inneren Kontakt der deutschen Politik mit der deutschen Dichtung und der deutschen Philosophie erwächst. Im Titel erscheint Wotan als Ausdruck des *deutschen* Volksgeists.

Wird der Volksgeist von der „germanischen“ oder „deutschen“ Sprache geprägt? (*Volksgeist* 14. Aufsatz) Shakespeare wird zum „deutschen“ bzw. „germanischen“ Dichter gemacht, was den Größenwahn belegt, der daraus entstand, dass ein die Geschichte von Staaten ignorierendes völkisches Denken die Grenzen zwischen *deutsch* und *germanisch* auflöste.

Woher weiß Felix Dahn, dass alle diese zweifellos bedeutenden Männer, die Feldherrn, Staatsmänner und Philosophen – genauer die Philosophen des deutschen Idealismus, nämlich Kant, Fichte, Hegel, Schelling - Wodan oder Wotan bzw. Odhin als ihren Schutzgott verehrt *hätten*, wie er bezeichnenderweise sagt? Die Quellen geben da offensichtlich nichts her.

²⁸ In: Bausteine 1, Berlin 1879, S.136 - 159

... alle diese Männer **hätten** unter der Ase religion speziell Odhin als ihren Schutzgott betrachtet: alle diese unter sich so grundverschiedenen und doch gleichmäßig für germanisches Eigenwesen so scharf bezeichnenden Gestalten, sie sind Inkarnationen, Erscheinungen dessen, was die heidnische Vorzeit unseres Volkes in ihren obersten Gott gelegt hat: **ahnungsvoll hat das Germantum in den eigenen Busen gegriffen** und seine höchste Herrlichkeit in Staats- und Siegeskunst, seine tiefste Tiefe in grübelnder Forschung, seine sehnsuchtsvollste, schönste Begeisterung in der Dichtung verkörpert in seinem geheimnisvollen Götterkönig: es weht uns an wie Schauer aus den Urtiefen unseres Volkes, gehen wir daran, Odhins Runen zu lösen und die Falten zu lüften seines dunkelblauen Mantels. – **Wodan ist der Geist des deutschen Philosophen, des deutschen Dichters, des deutschen Staatenlenkers.** (148)

Wenn uns schon der Schauer aus den Urtiefen unseres Volkes erfasst, dann fehlen uns hier die deutschen Musiker als Verkörperungen Wotans, den der Deutsche „im eigenen Busen“ erfährt. Zumindest Wagner hätte in einem Zuge mit der Götterdämmerung erwähnt werden müssen. Ohne deutsche Musik keine deutsche Seele. Dass Wagners Name hier nicht fällt, hat höchstwahrscheinlich einen ganz simplen, biographischen Grund. Felix Dahn war über Wagner verstimmt. Felix Dahn hatte nämlich ein Opernlibretto geschrieben: „Der Stoff, reich an dichterischem Gehalt und an dramatischer Wirkung, hätte von Richard Wagner in Musik gesetzt werden müssen: - er hat die Widmung sehr freundlich aufgenommen: - aber leider widerstritt das seinem Grundsatz, nur eigene Dichtungen zu komponieren.“ (E4,2/674)

Man beachte das Wort „müssen“ und schätze daran Felix Dahns Enttäuschung ab. Die rein persönliche Weltanschauung, die Felix Dahn entwickelte, hat also den Nachteil, von persönlichen Verletzungen und Ressentiments nicht abstrahieren zu können. Außerdem konnte sich Felix Dahn als Dichter und Denker fühlen, nicht als Musiker.

Was sind nun die gravierenden Unterschiede zwischen der arischen Lehre Zarathustras, wie Hegel sie sieht, und Felix Dahns religiösen Phantasien? Felix Dahn interessiert sich nicht für die persische Religion, sondern nur noch für die germanische. Es hat also eine Beschränkung aufs „Nationale“ stattgefunden. An die Stelle der Lichtgestalten um Ormuzd sind germanische oder besser deutsche Helden getreten: „deutsche“ Dichter, zu denen auch Shakespeare gehöre, und deutsche Staatsmänner. Der Feind der germanischen „Religiosität“, sagen wir besser, der Gegensatz zur kriegerischen Eigenart der Germanen ist jedoch das Christentum, die christliche Moral. Genauer zu klären wäre noch der Begriff des *Volksgeists*, der uns zur deutschen Philosophie hinführt.

7. Die Entdeckung der Philosophie und eines geistigen Vaters

Nach der schweren oben geschilderten Krise fand Felix Dahn als Student Zugang zur geistigen Welt, und zwar hat er sich neben seinem juristischen Brotstudium intensiv mit Philosophie beschäftigt, unter der Anleitung eines hervorragenden Lehrers der Philosophie, Karl (von) Prantl.

Ich schulde ihm (dem Philosophen Karl (von) Prantl) den tiefsten Dank: denn ich verdanke ihm nicht nur eine Fülle von Einzelerkenntnissen, auch nicht bloß jene Erziehung zu selbstständigem philosophischen Denken, durch welches mir, eine obzwar auf Prantl'scher Grundlage ruhende, doch selbsterbaute, in allem Wesentlichen eigenartige Weltanschauung schuf, die – nach unschilderbaren schmerzlichen Kämpfen – mir Ruhe, Versöhnung, vollste geistige, sittliche, gemüthafte Befriedigung gewährt: - und das ist doch bald schon das Höchste, was Mann dem Manne danken mag! (E2/19f.)

Über diese Weltanschauung bemerkte er:

Allmählich erbaute ich mir denn nun auch jene Weltanschauung, welche mich für den Verlust des Kirchenglaubens mehr als entschädigt, mir die volle Befriedigung gewährt, in einem kämpferischen Leben niemals ihren rettenden Halt versagt hat... Und zwar ist diese

Weltanschauung – unerachtet der dankbarst anerkannten Anregung und Leitung durch Prantl – mein eigensten Werk. Selbstverständlich! Sonst wäre sie eben nicht meine eigene, sondern eine fremde: eine fremde aber könnte nicht voll befriedigen. Denn – wie schon der doch so abstracte Fichte bekannte: – „was einer für ein Philosoph ist, das hängt davon ab, was einer für ein Mensch ist“, d.h. von seiner angeborenen und durch geschichtliche Einwirkungen / ausgestalteten Eigenart... (30f.)

Dass sich Felix Dahn von der Philosophie seines geistigen Lehrers abwandte, erschien ihm nicht als Bruch mit der Philosophie, war doch das Ich und die Selbständigkeit der höchste Wert der deutschen idealistischen Philosophie. So trägt ein Satz Fichtes diese Wendung zur Weltanschauung: „Was einer für ein Philosoph ist, das hängt davon ab, was einer für ein Mensch ist.“ Welche Funktion hatte diese aus der Philosophie entwickelte persönliche Weltanschauung? Durch sie wurden alle traumatischen Verletzungen, alle Ticks und Idiosynkrasien Felix Dahns nicht durch heilende Gespräche korrigiert, sondern zu einem „geistigen Halt“ verfestigt. Man beachte, wie er im folgenden Kant gegen Hegel ausspielt:

Ich berauschte mich an der genialen Dialektik Hegels: erst Kant und noch mehr mein eigener Geschichtssinn befreiten, ernüchterten mich. (33)

Über seinen trügerischen Geschichtssinn, seinen Germanenkult, wurde schon Einiges ausgeführt. Dazu noch ausführlicher:

*Die Ungeheuerlichkeiten seiner (Hegels) Naturphilosophie vermochte ich aus Mangel an bestimmten Kenntnissen, an naturwissenschaftlicher Durchbildung nur hie und da zu ahnen: aber die Geschichtswidrigkeiten in der Religionsphilosophie (in welcher bloß diejenige Religion fehlt, welche heute die größte Bekennerzahl aufweist: der Islam!), das Haarsträubende der Rechtlosigkeit der anderen Völker gegenüber dem jeweils zur Herrschaft berufenen (z.B. der Römer) in der Rechtsphilosophie brachen den Hegelschen Zauberbann. **Erst jetzt ward ich auch fähig, durch Kant mich von jedem Dogmatismus in der Philosophie zu befreien.** Aber durch Kant und den „Historismus“ (Nicht nur das Ich, sondern auch das Wir der geschichtlichen Völker ist entscheidend) entzog ich mich nun alsbald auch Prantls eigenen Lehren, welche er freilich in scharfsinnigster Weise in dem „dialektischen Prozess“ (doch völlig selbständig gegenüber dem Hegelschen entwickelte: **ich gelangte nun auf eigenen Wegen zu allerdings viel schlichteren, einfacheren Ergebnissen**, tief abstehend von dem feingegliederten kunstvollen Netzwerk Prantlscher Dialektik. (34)*

Man beachte seine Selbstcharakterisierung: er sei zu viel schlichteren, einfacheren Ergebnisse gekommen, die Dialektik, also das dialogische Element verwarf er. Mit welchem Recht konnte Felix Dahn seine „eigene“ Weltanschauung idealistisch nennen?

*Nur in den Grundgedanken blieb ich bis heute in vollster Übereinstimmung mit meinem großen Lehrer: Bewusstsein der Relativität aller menschlichen „Weltweisheit“, kritisch-geschichtliche Methode, Verwerfung des Materialismus wie des supranaturalistischen Theismus (hier sind nun die Fremdwörter **wirklich** unvermeidlich!),²⁹ des subjektiven Idealismus, Aufstellung des **objektiven** Idealismus, eines idealistischen Monismus d.h. Einheit des ewig unerschaffenen Seins, „der Welt“, mit dem Seins-Gesetz, dem Weltgesetz: und doch **innerhalb** dieser Einheit vernunftnotwendige Zweiung alles Seienden in Welterscheinung und Weltgesetz. ((Kants Ding an sich und Erscheinung)) Für das Menschliche: Verwirklichung der natur- und vernunftnotwendigen Anlagen, Triebe, Ideen – der wesentlich-menschlichen – in Sprache, Familie, Kunst, Religion, Sittlichkeit, Recht und Wissen: Ausprägung dieser gemein menschlichen Kräfte und Gestaltung, je nach der Eigenart der Völker und ihrer geschichtlichen Beeinflussung, mit wechselnden Idealen. (35)*

*Keine Willensfreiheit im Sinne der „Willkür“, d.h. des Wunders, vernunftnotwendige Unterordnung des Einzelnen unter das höhere allgemeine Gesetz als Grundsatz wie für **Sprache***

²⁹ Hier bewegen sich Prantl und Felix Dahn in den Fußstapfen Kants; beide Feindbilder konnten später durch das Feindbild Jude abgedeckt werden. Siehe Kant 14. Aufsatz: *Warum werden sie zu einem Feindbild zusammengefasst?*

*und Wissen, so für Religion, Sittlichkeit und (in den **äußeren** Beziehungen der Menschen untereinander) Recht: überall Betätigung des objektiven Idealismus durch Gestaltung des möglichst Schönen, Guten, Zweckmäßigen aus dem einmal unvermeidbar gegebenen Stoff: Versöhnung des Ich mit dem übergeordneten Allgemeinen, Unterordnung, aber nicht Aufgebung der Eigenart gegenüber dem höheren Vernunftnotwendigen als sittliche Aufgabe. Das unzutreffende Wort „Pantheismus“ wird hierbei angemessen ersetzt durch den Monismus, aber bei Leibe nicht der „Materie“! (36)*

Felix Dahn kann seine Herkunft aus dem Idealismus nicht leugnen, damit steht er von Anfang an im Gegensatz zum Materialismus, also zum erst später entstandenen „jüdischen“ Marxismus und zur Sozialdemokratie, obwohl diese Gefahren durch seine heroische Einstellung leicht verdrängt werden kann.

... Doch schon hier verwahre ich diese meine Weltanschauung gegen die Bezeichnung als pessimistisch! Heroisch ist sie und tragisch, aber nicht pessimistisch. Letzteres ist mir ein Gräuel, ist durch und durch krankhaft und einer der drohenden Aneichen der Fäulnis unserer Bildungszustände.

*Tragisch, heroisch ist meine Weltanschauung, weil sie Entsagung lehrt, weil sie weiß, dass das Glück der Menschen weder auf Erden noch in einem erträumten Himmel „Weltzweck“ ist, sondern „Weltzweck“ (vielmehr **Wesen** der Welt) ist die notwendige Verwirklichung des Weltgesetzes, für welches das Glück der Menschen so gleichgültig ist wie das der Tiere oder der Pflanzen: heroisch, weil sie trotzdem Lebensfreude und Pflichterfüllung fordert, ohne jene elende Rechnung auf Belohnung oder jene erbärmliche Furcht vor Strafe im Jenseits, welche auch der „guten“ Tat, wenn sie um dieses Lohnes willen getan wird, jeden sittlichen Wert nimmt.³⁰ heroisch, weil sie in dem Heldentum (dem geistigen, sittlichen wie kriegerischen) für das Volk höchste Ehre, höchste Pflicht und höchste Beglückung findet: für das eigene Volk, weil das einzelne Volk es ist, in dem die Menschheit erscheint: denn eine abstrakte Menschheit über den Köpfen der geschichtlichen Völker gibt es nicht.*

Und diese Weltanschauung, welche wie in meiner Philosophie so in meiner Dichtung („Odhins Trost“) überall hervortritt, hat man „nihilistisch“ genannt, den „Kampf um Rom“ ein nihilistisches Buch gescholten – dies Buch, das überall überströmt von der begeisterten, bis zum Tode getreuen heldenhaften freudigen Hingebung an Volk und Vaterland! – (37/38)

*... Ein Hauptunterschied der heroischen von der pessimistischen Weltanschauung liegt darin, dass erstere den Willen zum Leben bejaht und den Menschen, unerachtet sein Glück nicht im „Weltplan“ liegt, nicht unentstanden wünscht, während diese, echt mephistofelisch, sagt: „drum besser wär's, dass nichts entstünde“.... Wie viel Unheil hat **Schopenhauer** mit seiner glänzenden Begabung an der Seele des Deutschen Volkes angerichtet: - gerade unter den Halbgebildeten, darin am meisten **Heinrich Heine** vergleichbar, nur dass dieser unzweifelhaft große Virtuose der Lyrik dadurch viel mehr gemeinschädlich wurde, dass **sein** Gift auch den Weiblein zugänglich, süß und „süffig“ ist. (39)*

An dieser Stelle sind die Parallelen zu Nietzsche stets präsent: eine pessimistische und nihilistische Weltanschauung, die weder pessimistisch noch nihilistisch sein, also das Gemüt nicht in Depressionen hinabziehen, sondern zu starken Gefühlen beflügeln soll. Allerdings war Nietzsche nicht so naiv, Lebensfreude zu „fordern“.

Felix Dahn betont immer wieder die Kontinuität seiner Weltanschauung, ihren angeborenen Charakter, was seinen Rassismus vorbereitet.

Damals schon fand ich die angeborene unwillkürliche Begeisterung für das Germanentum, die Begeisterung für das Deutsche in Sprache, Literatur, Stammesgliederung und der Schmerz um die staatliche Zerrissenheit und Ohnmacht ihre nun mit Bewusstsein vollzogene philosophische Begründung. Bereits mit den Bohnenstangen von 1846 hatte ich „deutschen Patriotismus“ getrieben, nicht erst 1871 ihn mir „angedichtet“. (39f.)

³⁰ Dies ist die Hauptthese von Kants Moralphilosophie

Weil *das Ich* in Kants und Fichtes Philosophie *die Menschheit* bedeutet, existierte in Fichtes Philosophie trotz seiner Hinwendung zur Nation noch immer eine linke Gehirnhälfte, welche die Menschheit als ganzes sah. Damit ist jetzt Schluss. Im Zeitalter eines extremen Nationalismus wollte man nur noch das eigene Volk in den Mittelpunkt stellen, also hatte Felix Dahns Nationalismus die Weihe der Philosophie. Dabei stellt sich die Frage, was er unter der „deutschen Nation“ verstand. Bismarcks kleindeutsche Lösung, also die Ausgrenzung der deutschsprachigen Österreicher, oder Hitlers Ideal vom großdeutschen Reich? Felix Dahn war zunächst ein Gegner der Bismarckschen Politik, die Österreich ausgrenzte, ließ sich aber dann von deren Erfolg überzeugen.

Die Annahme eines Weltgesetzes, „für welches das Glück der Menschen so gleichgültig ist wie das der Tiere oder der Pflanzen“, lädt zum Immoralismus ein, hier fallen Parallelen auf zu Nietzsches Nihilismus und seiner heroischen Überwindung im Immoralismus.

Wenn Felix Dahn sein Glück nur seiner eigenen Kraft und Stärke, nur seiner eigenen wilden Entschlossenheit und seiner ständigen Anspannung verdanken will, dann kann er kein Mitleid mit den Schwachen, d.h. auch nicht mit seiner eigenen Schwäche fühlen. Alles Schwache in sich selbst und in anderen sollte zu Grunde gehen. Dies wird an Tejas Einstellung zu „kampf-unfähigen“ Frauen und Kindern noch deutlich werden.

Dass Felix Dahn von einem Gift in Schopenhauers Philosophie und Heines Lyrik spricht, das man unschädlich machen müsste, deutet nicht gerade auf liberale Werte hin, eher auf eine barbarische Diktatur.

*Es gibt keinen „Menschen im Allgemeinen“ und derjenige dient der Menschheit am besten, welcher am besten seinem Volke dient. Dies tiefer zu begründen, vermag nur jene Philosophie, welche darweist, wie in allen Dingen das Allgemeine eben im Besonderen das Einzelne zusammenschließend erscheint: das Allgemeine an sich ist nirgend und das Einzelne an sich verwirklicht das Allgemeine nur im Besonderen. Also ist der Patriotismus nicht ein „barbarisches Vorurteil“ (Goethe), sondern die gesunde, die berechtigte Betätigung des Individualismus gegenüber einerseits der zerfahrenen „Allmenschheit“, dieser verkehrten Luftspiegelung des Wirklichen, andererseits der Selbstsucht des nur seine nichtige Person liebenden Einzelnen: hier, im Patriotismus, kann sich die Eigenart und die Eigenliebe austoben, mit der **Pflicht**, jauchzend für Volk und Vaterland in „die Speere zu springen“: das ist eine Selbstsucht, die ungefährlich: denn sie ist nicht allzu häufig! Es ist diejenige „Selbstsucht“, welche im Opfertod für's Vaterland sich selbst **verleugnet** und so sich aufhebt, sich zu dem edelsten Gegenteil von Selbstsucht verklärend. (40f.)*

Wie konnte sich diese, den späteren Totalitarismus der Nationalsozialisten bereits vorwegnehmenden Weltanschauung aus liberalen Ansätzen entwickeln? Blicken wir zurück. Als neunzehnjähriger hatte Felix Dahn seinen philosophischen Lehrer Prantl gegen klerikale Angriff verteidigt. Hier das Schlusswort seiner Polemik:

... Die Kernfrage, um die es sich handelt, lautet: ist Übereinstimmung mit dem Dogma Maßstab philosophischer Wahrheit?

Die ganze Geschichte der Philosophie ist eine großartige Verneinung dieser Frage und der endliche Sieg des Gedankens über solche Tyrannei des Denkwanges ist so gewiss als die Existenz der Vernunft. Ja, der Sieg ist schon in jedem Augenblick des Kampfes entschieden: er ist vollendet durch die immanente Freiheit, deren sich das Selbstbewusstsein der Philosophie gerade in der Verneinung solcher Anmaßung erfreut.

Man konnte Ketzer im Rauch ersticken, aber nicht den Geist. Man konnte Bücher – und deren Verfasser dazu – verbrennen, aber nicht die Logik. Man kann auch heute noch Professoren „suspendieren“, aber nicht Gedanken.

So wäre ich denn mit meinen Herren Gegnern fertig, und ein Student darf wohl fröhlich schließen mit dem Lied: „Es bleibt dabei, die Gedanken sind frei.“ (E2/493f)

Der junge Felix Dahn teilt also alle Vorbehalte und Aversionen der Aufklärer gegen das Dogma, und damit vor allem gegen die katholische Kirche. Rein formal befindet sich der jun-

ge Philosoph in Einklang mit Fichte und dessen Polemik gegen den Dogmatisten oder Dogmatiker. (1. Aufsatz) Indem Felix Dahn auf dem Wege zu einer „eigenen“ Weltanschauung das Ich oder das Wir ganz im Sinne des Zeitgeists mit dem Deutschtum verbindet – eine Sünde gegen den Geist, die sich schon Fichte in den *Reden an die deutsche Nation* zuschulden kommen ließ – schleicht sich ein neuer Dogmatismus ein, weil in der Weltanschauung das dialogische Element fehlt, die Auseinandersetzung mit Andersdenkenden. So verkommt die Aufklärung zur völkischen Weltanschauung.

Er selbst sagt von seiner Weltanschauung, dass sie ihn „für den Verlust des Kirchenglaubens mehr als entschädigt“, ihm „die volle Befriedigung gewährt, in einem kämpfereichen Leben niemals ihren rettenden Halt versagt hat“. (s.o.) Dies bedeutet aber, dass eine solche „eigene“ Weltanschauung die dialogische Fähigkeit ihres Verfechters nicht gerade förderte. Prantls und Hegels Dialektik lehnte Felix Dahn ab. Seine Sicherheit im Lebenskampf wird mit dogmatischer Verhärtung erkaufte. Überspitzt könnte man sagen, Felix Dahn hat in seiner „eigenen“ Weltanschauung seine Bindungslosigkeit, seine Entsagung weiter verewigt und damit auch seine Unreife, seinen Hang zur romantischen Tagträumerei und die „Erfahrung“ einer unerwarteten Erfüllung seiner metaphysischen Sehnsüchte schon auf dieser Erde.

8. Der Endkampf zweier „Übermenschen“

In *Ein Kampf um Rom* werden uns zwei „Übermenschen“ präsentiert, die sich zuletzt in einem Endkampf vor dem herrlichen Anblick der Landschaft am Vesuv gegenseitig umbringen. Der erste, faszinierendste ist Caesarius Cethegus, die erste literarische Antizipation von Nietzsches Übermensch. Er profiliert sich vor dem letzten Kampf vor einem jungen Mönch als Gotteslästerer:

„O fürchte, Cethegus, fürchte den lebendigen Gott!“ Aber grimmiger als zuvor, lachte Cethegus. „Ha, wo ist er denn, dieser lebendige Gott? Ich habe, den Himmel entlang, den Gang der Gestirne, ich habe die grausame Natur, ich habe die grausamere Geschichte der Menschen durchforscht und keinen Gott gefunden als das Recht des Stärkeren, die Notwendigkeit, die furchtbar erhabne Göttin, deren Anblick versteint wie der der Gorgone. Du birgst dich, Knabe, in die Mantelfalten deines geträumten Gottes, du steckst dein Haupt in seinen Vaterschoß, starrt dich des Schicksals Walten mit den Gorgonenblicken an...“ (909)

Grausame weibliche Gottheiten wie die Natur, die Geschichte, die furchtbar erhabne Göttin Notwendigkeit, diese wahre Gorgone, haben den gütigen Vatergott verdrängt. Cethegus glaubt in seinem Männlichkeitswahn nur an sich. Er ist zwar nicht unverwundbar wie Achill oder Siegfried, aber er erholt sich als erster von seinen Wunden. (608)

Sich selbst sieht er als Verkörperung Caesars, dessen *Bürgerkrieg* er liest, um dann zu sich selbst zu sprechen:

„Die Götter müssen noch Großes mit dir vorhaben, Cethegus. Sooft du stürzest, fällst du, heil wie eine Katze, auf die sichern Füße. Ah, wenn es uns wohl geht, möchten wir uns mitteilen. Aber Vertrauen ist ein zu gefährliches Vergnügen, und das Schweigen ist der einzige treue Gott. Und doch bleibt man ein Mensch und möchte—,“ (163)

Das Bild der Katze, die immer auf die Füße fällt, deutet auf eine Selbstidealisierung Felix Dahns hin. Felix ist ein häufiger Katzename, und Felix heißt lateinisch der Glückliche, der Erfolgreiche. Felix war also Dahn selbst.

Nun hat die Verschwiegenheit des Cethegus ihre Schattenseite. Er setzt sich zwar das höchste Ziel, Italien von den Goten und von den Byzantinern zu befreien, um als neuer Caesar in Rom zu herrschen (73), aber er scheitert, weil er das Vertrauen Justinians verliert, des mächtigsten Mannes im ehemaligen römischen Reich. Der Vertrauensverlust hat etwas mit seiner Verschwiegenheit zu tun. Warum ist die Verschwiegenheit sein wahrer Gott? Weil das Gefühl der eigenen Göttlichkeit nur in äußerster Isolierung entstehen kann. Diese Isolierung war der

Schutz der „Göttlichkeit“ Nietzsches und Felix Dahns. Dazu ein konkretes Beispiel. Cethegus ist niemals größer als in seinen Niederlagen:

Vor Cethegus' Auge versank in dieser Stunde eine ganze Welt, seine Welt. – So hatte er denn umsonst, nein, schlimmer als das, für einen verhassten Feind alles getan, was er getan. Belisar in Italien mit einem starken Heer, und er getäuscht, machtlos, überwunden! Wohl jeder andre hätte jetzt alles weitere Streben ermüdet aufgegeben. In des Präfekten Seele fiel nicht ein Schatten der Entmutigung. Sein ganzer Riesenbau war eingestürzt: noch betäubte der Schlag sein Ohr, und schon hatte er beschlossen, im selben Moment ihn von neuem zu beginnen: seine Welt war versunken, und er hatte nicht Muße, ihr einen Seufzer nachzusenden: denn aller Augen hingen an ihm. Er beschloss, eine zweite zu schaffen. (319)

Hier wird das Übermenschliche des Cethegus Cäsarius wohl am allerdeutlichsten. Aber Vorsicht ist angebracht. Man stelle sich die Situation vor: ein allzu kühner Politiker ist völlig gescheitert. Trotzdem richten sich die Augen aller Römer auf ihn. Was wird er ihnen sagen?

Welche Rede könnte er denn halten, um seine Anhänger wieder aufzurichten? Wie sollen sie ihm noch glauben, wenn er sich so verkalkuliert hat? Und antike Geschichtsschreiber beginnen jede Schlachtenschilderungen mit der Wiedergabe fiktiver Reden der Heerführer, so dass man aus der Qualität der Argumente schon den Ausgang der Schlacht erraten kann.

Cethegus' Größe kann sich nur in seiner Verslossenheit bewähren. Er selbst kann seinen Pessimismus oder Nihilismus, der sich nach der Niederlage nur bestätigt fühlen kann, nur in sich selbst, in seinen Gefühlen überwinden. Mitreißen wird er niemanden mehr. Cethegus ist also ein reines Konstrukt, ohne jeglichen Bezug zur politischen oder historischen Realität, das Produkt einer Weltanschauung, die nichts Tröstliches in der Welt findet, aber trotzdem gelassen und froh wieder den Kampf aufnimmt, wo alle anderen verzagen würden. Es war ein fataler Irrtum, dem Übermenschen eine politisch-militärische Bedeutung gegeben zu haben. Denn ein Politiker, ein Soldat muss überzeugen, muss andere mitreißen können. Cethegus ist ein Übermensch, der nicht überzeugend wirkt, an den man nur noch glauben kann wie an einen Gott. Denn nur in der Verslossenheit, nur in völliger Isolierung von allen anderen, nur in der Zarathustraeinsamkeit kann das Ich sich fühlen als der Gott, der aller Notwendigkeit trotzt.

Aber der andere Übermensch, Graf Teja, später König der Goten, war kein gedankliches Konstrukt, sondern eine historische Größe, die Felix Dahn aus seiner Lektüre bekannt war. Als Felix Dahn 15-jährig in sein Tagebuch schrieb: *Aber das Kämpfen – das sollte doch so tapfer, so ruhmvoll werden als nur irgend möglich. Der Sieg ist des Schicksals – Heldentum unser...* (E1/293) war der Gotenkönig Teja sein Vorbild, über den Prokop in seinen Gotenkriegen vermerkt:

Jetzt komme ich an die Beschreibung einer höchst denkwürdigen Schlacht und des Heldenmutes eines Mannes, der in keiner Beziehung den sogenannten Heroen nachsteht. (IV,35) Felix Dahn hat diesen Satz als Motto seinem siebten Buch von *Ein Kampf um Rom* vorausgestellt. Dieses letzte Kapitel trägt die Überschrift *Teja*.

Der Autor des Weltbestsellers *Ein Kampf um Rom*, der sich im Garten der Kindheit als „Sonnenritter“ Respekt verschaffte, hat am Beispiel Tejas dieses Ideal des Einzelkämpfers verklärt, zumal auch der griechische Historiker Prokop, der sonst nicht mit den Goten sympathisierte, gerade diesem Heros seinen Respekt nicht verweigerte. Schon der junge Felix hat sich als wieder auferstandener Teja gefühlt, und diese sehr frühe Identifizierung hat den Schriftsteller und Gelehrten Felix Dahn Zeit seines Lebens begleitet, so dass er sein Bild der barbarischen Goten diesem Kult unterordnete. Man könnte dieses Ich-Ideal psychologisch erklären, als Ausdruck eines Männlichkeitswahns, in dem sich die Angst um die Mutter ausdrückte, vielleicht auch eine Rivalität mit dem Vater. Aber das Material in Felix Dahns *Erinnerungen* gibt für diese Theorie zu wenig her. Vielleicht ließe sich ja seine Schwärmerei für den Heros Teja als Wirkung eines „natürlichen Triebes“ nach Ruhm und Auszeichnung deuten, wie er in jedem von uns angelegt ist. Fest steht jedenfalls, dass an der Entfaltung dieses angeblich natür-

lichen Triebes die militaristische Gesellschaft, in der Felix Dahn aufwuchs, maßgeblich beteiligt war. Schon der blutjunge Felix hat in seinem Garten mit scharfem Schwert Kämpfe ausgetragen, in denen er, angeregt seine durch intensive Lektüre von Geschichtsbüchern, den unsterblichen Heros Teja wieder aufleben ließ. Natürlich hatten diese Bücher einen „erzieherischen“ Sinn.

Wen erinnert Tejas Ruhm nicht an den abwegigen Streit zwischen Hitler und Generalfeldmarschall Paulus um die Kapitulation der 6. Armee vor Stalingrad? Ich zitiere aus Hitlers Schlusskommuniqué vom 3.2.1943:

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt.

Der Kampf in Stalingrad ist zu Ende. Ihrem Fahneneide bis zum letzten Atemzuge (!) getreu ist die 6. Armee unter der vorbildlichen (!) Führung des Generalfeldmarschalls Paulus der Übermacht des Feindes und der Ungunst der Verhältnisse erlegen. ...

Die zweimal vom Gegner verlangte Übergabe fand stolze Ablehnung. Unter der Hakenkreuzfahne, die auf der höchsten Ruine von Stalingrad weithin sichtbar gehisst wurde, vollzog sich der letzte Kampf. Generale, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften fochten Schulter an Schulter bis zur letzten Patrone. Sie starben (!), damit Deutschland lebe. Ihr Vorbild wird sich auswirken bis in die fernsten Zeiten, aller unwahren (!) bolschewistischen Propaganda zum Trotz...³¹

Hier deuten einige vom Herausgeber gesetzte Ausrufezeichen Hitlers Propaganda-Lügen an. Generalfeldmarschall Paulus hat keineswegs in Hitlers Sinn gehandelt, weil er sich dessen Befehl, bis auf die letzte Patrone zu kämpfen, widersetzte. Offenbar hatte er für Hitlers Absicht, aus der Niederlage von Stalingrad einen Heldenmythos „für fernste Zeiten“ zu schaffen, wenig Verständnis, so dass er sich den Zorn Hitlers zuzog, weil er durch seine Kapitulation dem größten Teil des Offizierskorps und einigen tausend deutschen Soldaten, von denen die meisten in der russischen Kriegsgefangenschaft umkamen, das Leben retten wollte.

Hitler wollte offenbar die Niederlage von Stalingrad zum Heldenepos umfunktionieren, nach dem Vorbild des heroischen Kampfes der 300 Spartaner unter Leonidas am Thermopylen-Pass, eine Episode aus den Perserkriegen, die sich mir seit früher Jugend eingepägt hat.

*Die Spartaner hatten die Thermopylen zwar hinreichend besetzt. Aber die Perser konnten nach harten Kämpfen die Thermopylenstellung umgehen und die den Abzug der Verbündeten deckende kleine Schar der Spartiaten unter Leonidas vom Rücken her angreifen. **Dem Gesetz des Kosmos getreu fiel Leonidas mit seinen Kriegern.**³²*

„Das Gesetz des Kosmos“ erinnert an Felix Dahns Begründung des Heldentods; der militaristische deutsche Geist war in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts noch nicht überwunden, und wir können davon ausgehen, der Name Leonidas den gebildeten Deutschen um 1943 bekannt war. Und außerdem was *Ein Kampf um Rom* Pflichtlektüre der jungen Deutschen im Dritten Reich.

Kann ein Roman, der eine Weltanschauung, eine überholte, als schädlich erkannte Weltanschauung propagieren will, ästhetisch gut sein?

Teja wurde berühmt durch seine Kraft, seine Ausdauer und seine Geschicklichkeit als Kämpfer. Nur *er* hatte diese Möglichkeit der Unsterblichkeit im Gedenken der Menschen, nicht die waffenunfähigen Weiber und Kinder. Die Kräfte des Kämpfers wurden aber erst in hoffnungsloser Lage aktiviert. Gerade deshalb braucht Teja den grausamen Gott, der kein Erbarmen kennt, der keine Hoffnung weckt. Genauso will Felix Dahn durch eine für uns heutige kaum mehr nachvollziehbare Anspannung aller seiner Kräfte, durch härteste Arbeit sich vor allen andern auszeichnen, so dass ihm in seiner jugendlichen Verzweiflung der frühe Tod als einzige Erlösung erschien. Doch als Fazit seines Lebens schrieb er selbstkritisch: „Ich war und bin nur ein Gelehrter und Lehrer zweiten und ein Dichter dritten Ranges.“ (E4,2/764) Also

³¹ Max Domarus, Hitler – Reden 1932 – 1945, S.1984f.

³² Grundriss der Geschichte, Ausgabe B, Stuttgart o.J., S.70

muss er auch am Wert seines berühmten Romans *Ein Kampf um Rom* gezweifelt haben. Woran fehlte es diesem Roman? Was war der Hauptfehler seines Autors?

Felix Dahn hat als Wegbereiter Hitlers gewirkt. Er hat den Heldenmythos kultiviert, der im zweiten Weltkrieg Ausdruck des Rassebewusstseins der Deutschen sein sollte.

Aber damit stellt sich eine wichtige Frage: Ließ sich dieses falsche Bewusstsein, von dem wir uns heute distanzieren, wenigstens damals ästhetisch befriedigend darstellen, so dass man seine Faszination heute noch nachvollziehen könnte, oder liegt in Felix Dahns Absicht, diesen Mythos zu propagieren, vielleicht ein schwerwiegender ästhetischer Fehler des Romans?

Kann ein Kunstwerk mit äußerst problematischer Tendenz ästhetisch gut sein?

Nach der entscheidenden Niederlage Totilas bot sich der finstere Graf Teja als König an:

„Ja“, sprach Teja, „Ich will euer König sein. Nicht freudig leben, nur herrlich sterben sollt ihr unter mir. Still! Kein froher Ruf – kein Waffenlärm begrüße mich. Wer mich zum König will – der tue mir nach.“ (978)

Zum Schlachtfeld für den letzten Kampf wählen Teja und Cethegus Caesarius die Ebene am Fuß des Vesuvs.

Beide Heroen sind durch ihre heroische, aber nicht nihilistische Weltanschauung für ihren letzten Kampf motiviert. Es gibt nur einen Gott, Allvater Odhin; dieser ist als Gegensatz zum Christengott konzipiert, er kennt kein Mitleid, kein Erbarmen mit der gequälten Kreatur. Hier ein Auszug aus Tejas Bekenntnis:

.... Und der Witwe Wehklage, / der Waisen Weinen / Und der versinkenden Seele / Letzten schrillen Verzweiflungsschrei --- / All dies Elend, öd' und endlos, / Es empfindet's mit Allvater. / Und wie wenige wollen dawider, / Ach, die winzigen / Wonnen wiegen, / Die, wie verwehte Rosenblätter, / Wogen auf weiten, weiten Wellen, / Auf des Wehs unendlichem Ozean.- / Traum, ein Trost nur tröstet die Trauer: / Eine Ziel ist gezeichnet den zahllosen Zähren, / Eine Endzeit. / Ich segne den Tag, da der sengende Surtur / Erbarmend der letzten Menschen Gebilde / Zugleich mit der müden Erde zermalmt... (951f.)

Erlösung winkt erst in der Vernichtung. Felix Dahn erweckt den Eindruck, als hätten sich die Ostgoten freiwillig zur letzten selbstmörderischen Schlacht gedrängt.

Denn die Goten, den sichern Untergang von Volk und Reich vor Augen, sehr viele Weib und Kind dem Narses verfallen wissend, drängten sich um die Wette zum Tode. (982)

Auch Prokop bestätigt in seinen Gotenkriegen, der wichtigsten Quelle Felix Dahns, dass die Goten mit Todesverachtung verbissen kämpften. Aber sie standen nicht ohne eigene Schuld mit dem Rücken zur Wand. Den letzten Gotenkrieg, den der oströmische Feldherr Narses mit dem Ziel ihrer Vernichtung führte, hatten sie selbst durch Angriffe auf das oströmische Reich provoziert. Denn nach dem Tode Theoderichs, der ihnen keine Übergriffe auf die italienische Bevölkerung durchgehen ließ, war der alte Barbarentrieb, keine Verträge zu halten, zu rauben und zu morden, wieder in ihnen durchgebrochen, so dass ihre Ausrottung aus Sicht des oströmischen Kaisers als die einzige Lösung erschien. Aber Felix Dahn stellt keine Frage nach der Schuld seiner Helden in diesem Konflikt. Nicht die Goten waren schuldig an ihrem Untergang wegen ihrer ungezügelten Barbarei, schuldig war immer der Feind, also irgendein Verräter, aber letztlich der religiöse Fanatismus der Kaiserin Theodora, also mit einem Wort das Christentum, was sich dem Leser durch eine packende Szene im Senat von Byzanz tief ins Bewusstsein eingegraben hat. Offenbar geht es dem Autor nicht um die Goten; diese stellen nur eine Art Kulisse für den einen und einzigen dar, dessen „tragisches“ Schicksal dargestellt werden soll. Es geht um den finsternen Teja.

Nun gab es in der Antike noch die Möglichkeit, geschlagene Gegner, vor allem deren Frauen und Kinder, in die Sklaverei zu verkaufen. Aber König Tejas Absicht war es – nach Felix Dahn – gewesen, das ganze Volk in den kollektiven Selbstmord mitzureißen, wozu dieses angeblich bereit gewesen sei. Nur eine einzige Stimme des Widerstands sei unter den Goten laut geworden, zuletzt stellt der Autor fest:

Die Absicht König Tejas war gewesen, in den kommenden Nacht mit allen Waffenfähigen, bis auf einige Wächter des Engpasses, sich vom Vesuv herab auf das Lager des Narses zu werfen und in demselben, begünstigt durch das Dunkel und die Überraschung, noch ein fruchtbares Blutbad anzurichten: war der letzte der Ausfallenden erlegen, und drohte nun, etwa bei Tagesanbruch, der Angriff auf den Pass, so sollten die Wehrunfähigen, welche nicht die Knechtschaft dem Tode vorzogen, durch den Sprung in den nahen Krater des Vesuvs ein freies Grab suchen, wonach auch die Verteidiger des Passes durch Hervorbrechen aus der Schlucht ein rasches Ende machen sollten. (1034)

Warum will Teja nach Felix Dahn den kollektiven Selbstmord eines ganzen Volkes?

Dazu noch einmal ein Beweis seiner Härte:

Adalgoths Augen hatten sich mit Tränen gefüllt, da der König seines jungen Weibes gedacht. Nun trat er dicht an Teja heran und legte ihm fragend die Hand auf die Schulter.

„Ist keine Hoffnung? Sie ist so jung!“

„Keine“, sprach Teja: „denn es steigen keine Engel rettend vom Himmel. Noch wenige Tage, bis der Mangel anhebt. Dann mach' ich ein rasches Ende. Die Männer brechen hervor und fallen im Kampf.“

„Und die Weiber, die Kinder – die Tausende?“

„Ich kann ihnen nicht helfen. Ich bin nicht der allmächtige Gott der Christen. Aber in der Byzantiner Sklaverei soll kein gotisch Weib und Mädchen fallen, das nicht die Schande wählt statt freien Todes....“ (1002)

Warum diese Härte? Weil der Selbstmord eines noch so berühmten Einzelnen niemals in gleichem Maße die Sensationslust der Leser erregt, wie der freiwillig gewählte Tod eines ganzen Volkes, also niemals so berühmt-berüchtigt werden kann? Aber dieses Ende der Goten konnte der Autor seinen Lesern offenbar nicht zumuten, ohne das Bild seines Helden zu beflecken:

„Dieser Verzweiflungsgedanke des tod-grimmen Helden wurde nicht verwirklicht: aber sein brechendes Auge sollte statt jenes grauenhaften Bildes, ein helleres, ein versöhnendes schauen.“

Dies ist das letzte Bild des Romans: Ein Retter erscheint, in Gestalt einer Wikingerflotte unter König Harald; dieser bietet sich an, die letzten Reste des Gotenvolks, die Kampfunfähigen, also Weiber, Kinder und Greise, mit ihren germanischen Freunden „nach Thule“ zu führen. So triumphiert zuletzt in *Ein Kampf um Rom* nicht Teja, sondern eben doch der „allmächtige Christengott“, wie Teja ihn nennt, wahrscheinlich den Lesern zuliebe. Aber natürlich muss Felix Dahn den rettenden Eingriff einer gütigen Fügung, einer gnädigen, sich erbarmenden Gottes verschleiern. Wie geht er da vor?

Teja muss zuletzt noch eine Niederlage einstecken, als er seinen Verzweiflungsgedanken nicht realisieren kann. Vielleicht hat Therese, die Ehefrau Felix Dahns, die das Manuskript des Roman einmal vor den Flammen rettete, denen es ihr Ehemann in einem Ausbruch der Verzweiflung überantworten wollte, auch in die inhaltliche Gestaltung der Schlusspassage eingegriffen. So wäre Tejas Scheitern zugleich sein „Sieg“ – in der Sympathie seiner Leser; er darf „statt jenes grauenhaften Bildes ein helleres, ein versöhnendes“ schauen. Im letzten Moment trifft ein unerwarteter Heiland ein, zur Rettung der geschlagenen Goten. Doch ist nicht Tejas „Sieg“ in Wahrheit des Dichters Felix Dahns Niederlage, verpasst er damit doch seinem Roman einen unrealistischen, man muss schon sagen, kitschigen Schluss? Bei Prokop heißt es realistischer:

*Zuletzt schickten die Barbaren einige von ihren Vornehmen an Narses und ließen ihm sagen, sie hätten wohl gespürt, dass Gott wider sie sei – sie fühlten, dass eine unüberwindliche Macht ihnen gegenüberstehe – und durch die Ereignisse über den wahren Sachverhalt belehrt, wollten sie ihre Meinung ändern und vom Kampf ablassen, nicht um Untertanen des Kaiser zu werden, sondern um bei irgendwelchen andern Barbaren in Freiheit zu leben. **Sie baten**, die Römer möchten ihnen einen friedlichen Abzug gestatten und.... ihnen Gelder als Wegzehrung belassen. (IV,35)*

Hier ist von einer *Bitte* die Rede, von der Bitte um Schonung; die Goten kapitulieren. Bei Felix Dahn wird Narses nicht durch eine Bitte, sondern durch eine Drohung des Wikingers Harald zum Einlenken bewegt:

„Entweder: ihr verstatet, dass alle noch lebenden Goten mit Waffen und Habe mit uns in die Heimat kehren... oder: wir töten sofort alle unsere Gefangenen, landen und fassen dein Lager und Heer im Rücken. Dann siehe zu, wie viele von euch, von den Goten und uns... übrig bleiben werden: denn wir Nordmänner kämpfen dann bis zum letzten Mann: ich hab's geschworen bei Odhin.“ (1052)

Damit hätte das Heldenepos, bis zum letzten Mann zu kämpfen, scheinbar doch einen Sinn, nämlich als furchtbare Drohung zur Einschüchterung der Feinde, mit der Felix Dahn das Eingreifen einer gütigen Gottheit, eines gnädigen Schicksals zu verschleiern versucht. Kein göttlicher Gott rettet die Frauen und Kinder der Goten, sondern ein finsterer germanischer Barbar, der den Feldherrn Narses einen mächtigen Schreck einjagt. Die Glaubhaftigkeit seiner Drohung setzt aber voraus, dass man den „tollkühnen Germanen“, die bis zum letzten Mann kämpfen, zutraut, mit anderen, unglücklicheren oder schwächeren Germanen solidarisch zu sein. Alle Nordmänner müssten so denken, ihre Maxime durch die Tat bekräftigen und nicht zuletzt füreinander einstehen. Nur dann hätte der germanische Rassemythos in der von Felix Dahn geschilderten Szene seine Wirkung getan; aber gerade hier liegt der wunde Punkt.

Es ist höchst unwahrscheinlich, dass barbarische Wikinger, die damals, um möglichst schnell Beute zu machen, mit Mord und Totschlag großen Schrecken verbreiteten, sich bereit erklärt hätten, die Goten als „ihre Verwandten“ von Süditalien bis „Thule“ zu evakuieren. Die große dazu nötige Ladekapazität – Prokop spricht von 1000 Goten, die kapituliert hätten – hatten sie nicht. Das empfindet jeder Leser sofort als unwahrscheinlich, womit der Schluss des ganzen Romans, der als letzte Klimax des tragischen Geschehens konzipiert war, kläglich misslang. Kehren wir in die Realität zurück. Wie reagierte Narses nach Prokop auf das Kapitulationsangebot der Barbaren?

Hierüber ging Narses mit sich zu Rate. Johannes aber... redete ihm zu, diese Bitte zu gewähren, nicht weiter mit Männern zu kämpfen, für die der Tod keinen Schrecken hätte, und nicht den Mut der Verzweiflung auf die Probe zu stellen, der nicht nur für jene, sondern auch für ihre Gegner noch verhängnisvoll werden könne. „Der Mann der weisen Mäßigung,“ sagte er, „lässt sich am Siege genügen, übermäßige Anstrengung aber könnte leicht auch zum Verderben ausschlagen.“ Narses billigte diese Ansicht, und es wurde abgemacht, die übrig gebliebenen Barbaren sollten mit all ihrer Habe sofort ganz Italien meiden und unter keinen Umständen mehr die Waffen gegen die Römer tragen.“

Dann hätten sich die Goten mit ihrer Tollkühnheit also doch Respekt verschafft? In einem der Auszüge aus *Agathias' Historien*, die Prokops Gotenkrieg in den meisten Ausgaben ergänzen, wird ausgeführt, dieser Vertrag mit den Goten sei nicht das Ende der Gotenkriege gewesen, sondern das Vorspiel zu weiteren, weil diese Barbaren keine Abmachungen einhielten. Aber diese letzten, zahlenmäßig dezimierten Goten hätten sich den Franken angeschlossen, die von Agathias – als Gegentypen zu den Goten, etwas zu schön gefärbt werden.

Sie seien nicht Nomaden, wie fast alle Germanenvölker, sondern hätten die römische Verwaltung angenommen, die römischen Gesetze, römisches Handels- und Eherecht, endlich die Religion. „Denn sie sind Christen und zwar durchaus rechtgläubige.“ Sie hätten Stadtverwaltung, Priester, Feste genau wie die Römer und für ein Barbarenvolk schienen sie dem Autor ungemein gesittet und gebildet. Das einzige, wodurch sie sich von uns unterschieden, sei ihre barbarische Kleidung und ihre eigentümliche Sprache. Besonders wichtig ist: Sie würden auch nicht die Waffen gegeneinander erheben und das Vaterland nicht mit dem Blute seiner Kinder besudeln, auch wenn sie noch so geteilt seien. Konflikte lösten sie gütlich oder durch Zweikampf, so dass unter ihrem Streit nicht andere leiden müssten.

Im Gegensatz zu den Ostgoten, die auch miteinander, wie Felix Dahn selbst schildert, selbst in höchster Not in Streit, Kampf und Krieg gerieten,³³ entwickelten also die Franken schon damals zaghaft die Idee des Staates. Verständlich, dass Felix Dahn diese Passagen nicht in seinem Roman verarbeiten konnte.

Einschüchternder Rassenmythos oder Staatsidee, das ist die Alternative. Die Drohung, bis zum letzten Mann zu kämpfen, verbreitet Schrecken, was manchmal sogar nützlich ist. Da diese Drohung aber jeder Einzelne aussprechen kann, selbst gegen seine Führung,³⁴ begründet dieses Prinzip kaum die zur Gemeinschaft notwendige Solidarität. So attestiert Felix Dahn den Germanen, die noch außerhalb des Staates stünden, ein „unbändiges Gefühl der Selbstherrlichkeit“ (s.o.) ; und weiter heißt es da: dieser trotzige Stolz des Mannes, der auf sich allein, höchstens noch auf die Gesippen sich verlassend, niemanden sonst braucht, scheut und fürchtet, sei zwar Ausfluss der gewaltigsten germanischen Eigenschaft, der Heldenhaftigkeit, wird aber dann doch zu den Fehlern und Lastern der Germanen gezählt.

Felix Dahns Traum, die Germanen hätten sich unter einem Bismarck einigen sollen, um die ganze Mittelmeerwelt zu erobern, übersieht, dass die Fähigkeit zur Einigung nicht die Tugend derer ist, die ihre persönlichen Gegner und Feinde mit tollkühner, todesmutiger Entschlossenheit zu bedrohen gewohnt sind.

9. Felix Dahn, ein Vorbote des Rassenantisemitismus

Die entscheidende Nagelprobe, ob Felix Dahn ein Wegbereiter Hitlers war oder nicht, ist seine Stellung zu den Juden. War Felix Dahn Antisemit? Auf den ersten Blick würde man sagen, nein. Es findet sich in seinen *Erinnerungen* und in den von mir gelesenen Werken fast kein Hinweis auf antisemitische Vorurteile. Er verweist sogar auf einen lieben jüdischen Freund, „der allein genügen würde, jeden, der ihn kennen – und das heißt lieben – lernt, von Antisemitismus zu bekehren“. Dazu verweist er noch auf einen jüdischen Arzt, dem er sein Leben verdanke. (E4,2/132f.)

Und dennoch findet sich in seinen *Erinnerungen* eine vom Rassenantisemitismus geprägte Stelle:

*... Und dreimal ging ich auch in die „Rechtsphilosophie“ von Julius Stahl... Bei aller Bewunderung des wahrhaft „virtuosen“ Vortrages erfüllte mich der Inhalt dessen, was ich da zu hören bekam, mit Erbitterung: ich ahnte damals noch nicht, dass die Bekämpfung der Stahlschen Rechtsphilosophie mit ihrem Missbrauch der **echten** geschichtlichen Schule zu einem durch und durch erlogenen Pseudohistorismus, mit ihrer Knechtung des Staates durch die Kirche, der Sittlichkeit durch die Religion, und des Rechts durch jene verkirchlichte Sittlichkeit, **dieser durch und durch unwahren Rabulistik der Begriffe, in welcher der semitische Talmudgeist unverkennbar waltet – er war durch das Taufwasser nicht abgespült! – dereinst eine meiner wichtigsten Lebensaufgaben werden würde...***

*Herr Stahl hatte Unglück mit mir: zufällig sprach er in jenen 2- 3 Stunden über Machiavelli, den ich – und zwar eben nicht nur den principe, sondern auch die discorsi, die Briefe, die Gesandtschaftsberichte – kurz den ganzen Machiavelli - gründlich studiert hatte: und nun musste ich mit anhören, wie Stahl Machiavelli dahin verleumdete, dass sein principe jene verwerflichen Mittel (es ist eben der Jesuitismus im Dienste des **Staates**, wie der Loyolas im Dienste der Kirche!) lediglich aus Selbstsucht anwenden dürfe, während Machiavelli doch die salus*

³³ Mit harten Gesetzen wurden gegen Goten vorgegangen, die zu den Byzantinern überlaufen wollten. (489) Das sicherste Verderben droht den Ostgoten mit der Spaltung in drei Parteien. (497) Zwei, drei Gegenkönige drohen Witichis, alles falle in Trümmer auseinander, wenn er nicht rette. (503) Dann traf Witichis das Heer in völliger Auflösung und in zahlreiche Parteiungen zerspalten. (505)

³⁴ Was im Dritten Reich durch die Deutungshoheit der Führung im totalen Staat verhindert wurde. Die Männer des Widerstands waren in der staatlichen Propaganda „Feiglinge“, „Mörder“, „Banditen“ etc.

publica die suprema lex bildet und der principe sich nur deshalb behaupten soll, weil seine Diktatur allein die Wohlfahrt des Ganzen befördert. Machiavelli wollte eben Italia unita und sah die Papstherrschaft als Haupthindernis dieses Zieles an. Stahl verfolgte mit sehr begründetem Hasse den Mann, der allerdings, wie später Hobbes, als ein stärkster Keil das Gebäude der mittelalterlichen Lehre vom Verhältnis von Staat und Kirche, Recht, Sittlichkeit und Religion auseinander sprengte. Ich aber sagte mir damals grimmig: entweder hat dieser Professor den principe nie gelesen – und das ist doch wohl undenkbar – oder er hat ihn gelesen und stellt trotz besserer Einsicht – denn Missverständnis ist kaum denkbar – nicht das Wohl des Ganzen, sondern die Selbstsucht des principe als Zweck der hier empfohlenen, allerdings verwerflichen Mittel hin... (E2/501f.)

Das Bild vom Juden, dessen Judentum sich durch das Taufwasser nicht abwaschen ließ, findet sich z.B. auch in Jean Pauls *Leben Fibels*, dort aber als christliches Vorurteil. Dieser Fibel berichtet, „einem getauften Juden in die Hände geraten zu sein, der sich fünfzehn Mal, wiewohl ohne Erfolg hatte taufen lassen, um durch die Menge des Taufwassers und die wiederholten Exorzismen sich rein zu waschen.“ (Herausgegeben von Eduard Berend, Zürich 1958, S.38f.) Wenn der Deutlichkeit wegen eine Überspitzung erlaubt sei, könne man sagen, besagter Jude mit dem bezeichnenden Namen Judas sei vielleicht ein Gauner gewesen. Damit ist die beklemmende Situation des Juden im christlichen Mittelalter, das bis ins 19. Jahrhundert reichte, wiedergegeben. Vor der Judenemanzipation konnte sich der Jude auf Grund gesetzlicher Bestimmungen sein täglich Brot nicht durch ehrliche Arbeit verdienen; man ließ ihm ja nur den Wucher und „unehrliche“ Geschäfte, für die sich Christen zu schade waren. Im Gegensatz zu diesen christlichen Vorurteilen verträgt sich das völkische Vorurteil Felix Dahns und Chamberlains durchaus mit einem positiven Bild des einzelnen Juden.³⁵ Hier handelt es sich also um ein geistiges Konstrukt, um einen Denkfehler, den es aufzudecken gilt.

Es lässt tief blicken, dass Felix Dahn den vom Judentum zum Protestantismus übergetretenen Rechtsphilosophen Julius Stahl für einen Katholiken, zumindest seine Lehre vom göttlichen Ursprung des Staates für katholisch hält. Das Problem, um das es hier geht, war für Felix Dahn so extrem wichtig, dass er meint, es könne „dereinst eine seiner wichtigsten Lebensaufgaben werden“. In Hegels Diktion geht es hier um die „Einmischung der geistlichen Gewalt in das weltliche Recht“. (14. Aufsatz *Einmischung*) Denn Machiavelli hat als erster im Namen der Staatsräson jegliche Bevormundung des Fürsten durch moralische, kirchliche Instanzen abgelehnt. Der Fürst (*Il principe*) ist das erste Beispiel eines Staatsmanns, der sich an keine Moralgesetze hält.

Wie ist nun der antisemitische Ausfall Felix Dahns zu deuten?

Eigentlich hatte Felix Dahn ein anderes Feindbild des Germanen konzipiert, das Christentum, die christliche Moral oder den Katholizismus, nicht das Judentum. Was das Feindbild Katholizismus angeht, scheint er mit Hegel überein zu stimmen. Doch Hegel polemisiert offen gegen den Katholizismus. Felix Dahn ist als völkischer Denker trotz seines ursprünglich extrem antiklerikalen Ansatzes näher an die katholische Kirche herangerückt, wie z.B. in seiner Einstellung im Kulturkampf klar wird. Also will er nicht gegen die katholische Lehre polemisieren, sondern gegen das Judentum des zum Christentum konvertierten Juden Julius Stahl, das sich als Rasseneigenschaft durch die Taufe nicht habe abwaschen lassen, also zieht er gegen die „unwahre Rabulistik der Begriffe, in welcher der semitische Talmudgeist unverkennbar walte“ zu Felde.

Diese Methode hatte in der deutschen Philosophie und Weltanschauung Tradition. Eigentlich war das Christentum der Hauptfeind der Völkischen oder die christliche Moral, die sich mit dem kriegerischen Wesen der wilden Germanen nicht vertrug. Aber es gehörte zur „denkerischen Politik“ dieser Gruppierung, das Christentum als die Religion der deutschen Mehrheit zu schonen und möglichst ebenso den Katholizismus als Konfession einer starken deutschen Minderheit und stattdessen die Juden als winzige und notfalls verzichtbare Minderheit anzugreifen.

Und noch ein Detail fällt auf: Felix Dahn bewundert den „virtuosen Vortrag“ Julius Stahls. Der Philosophieprofessor wäre dem völkisch Denkenden, der in seiner Weltanschauung Zeit

³⁵ Vgl. 8. *Der zentrale Text* (Suchwort) im 14. Aufsatz.

seines Lebens einen Halt fand, in Auseinandersetzungen wohl überlegen, weil die Sicherheit des Völkischen mit Starrheit erkaufte wurde. Gerade völkisch Denkende fühlten sich ihren jüdischen Gegnern geistig nicht gewachsen, wie Hitler selbst bezeugte. (vgl. *Juden in Dialektik* 16. Aufsatz) Und dieser Minderwertigkeitskomplex drückt sich hier in dem Wort *Talmudgeist* aus. Exemplare des jüdischen Talmud wurden noch in der Neuzeit in Italien immer wieder zu Tausenden, sozusagen unter den Augen der Päpste verbrannt. Was steht denn so Schlimmes im Talmud drin? Eigentlich nichts, man so zitieren könnte; der ganze Geist dieser Schrift sei verderblich. Und warum eigentlich? Im Talmud werden Diskussionen, Erörterungen wieder gegeben, über religiöse Fragen, vor allem zur Auslegung des jüdischen Gesetzes. Wenn jetzt die Christen auch anfangen, so spitzfindig über Glaubensfragen zu streiten, dann drohte den kirchlichen Autoritäten Gefahr.

Antisemitische Ausfälle sind in Felix Dahns Schriften sehr selten, sie wirken mehr wie ein Geplänkel. Sein Antisemitismus hatte noch nicht die Wucht und innere Geschlossenheit, die er später bei H.St. Chamberlain und bei Hitler annahm, was in erster Linie dadurch bedingt ist, dass in Felix Dahns germanischen Dichtungen der innere Feind noch von nahe stehenden Frauen vertreten wird, nicht von den Juden. Während in Felix Dahns Lebenswerk immer wieder der Gelehrte den dichterischen Schöpfer einer Weltanschauung korrigierte, hat H. St. Chamberlain auf den Nimbus des Gelehrten ganz verzichtet und sich offen zu seinem Dilettantismus bekannt.³⁶ Aber nicht nur die Völkischen haben sich verändert; wahrscheinlich hat erst der ideologische Kampf zwischen den Rechten und Linken die „Konzentration auf einen Gegner“, (16. Aufsatz) wie Hitler sich ausdrückte, hervorgebracht.

Felix Dahn hat das Weib als inneren Gegner oder Feind des Helden empfunden; aber schon er deutet an, wie dieses Feindbild durch den Sozialisten ersetzt werden könnte, deren Menschenbild auf „Gleichmacherei“ hinauslief. Wer jedoch den Sozialismus bekämpfte, konnte sich leicht die deutsche Arbeiterschaft zum Feind machen. Also hat der Erfinder des *Nationalsozialismus* nach der Methode der denkerischen Politik den Sozialisten endgültig durch „eigentlichen Träger der Sozialdemokratie“, also durch den Juden ersetzt. So schreibt Hitler über die quälenden Auseinandersetzungen mit Sozialdemokraten:

Dies alles hatte nun das eine Gute, dass in eben dem Umfange, in dem mir die eigentlichen Träger oder wenigstens Verbreiter der Sozialdemokratie ins Auge fielen, die Liebe zu meinem Volk wachsen musste. Wer konnte auch bei der teuflischen Gewandtheit dieser Verführer das unselige Opfer verfluchen? Wie schwer war es doch mir selber, der dialektischen Verlogenheit dieser Rasse Herr zu werden!... Nein. Je mehr ich den Juden kennenlernte, um so mehr musste ich dem Arbeiter verzeihen. (Mein Kampf, 1935, S.67)

Die Verschiebung von der Frau zum Sozialisten kann als politisch und rational gelten, der Übergang vom Sozialisten zum Juden erscheint nur innerhalb des völkischen Weltbilds als „politisches“ Kalkül.

10. Kants Philosophie der Subjektivität als Werkzeug eines Werterelativismus im Dienste des deutschen Nationalismus

Wenn Felix Dahn in seiner Auseinandersetzung mit Julius Stahl den Begriff des göttlichen Rechts angreift, das die Staaten begründe, genießt er auf Antrieb die Sympathien aufgeklärter Leser. War die Eliminierung göttlicher Rechte und ihrer Ersetzung durch die Menschenrechte nicht ein großer Fortschritt in der Geschichte der Menschheit? Und war nicht vor allem die

³⁶ „Wer weiß, ob dem heute so verrufenen Dilettantismus nicht eine wichtige Aufgabe bevorsteht? Die Specialisation macht täglich Fortschritte, das muss auch so sein... Jedes Fachwissen ist an und für sich vollkommen gleichgültig; erst durch die Beziehung auf Anderes erhält es Bedeutung...“ (Vorwort zur ersten Auflage, S.XII)

Polemik gegen die katholische Kirche ein unentbehrlicher Bestandteil des Kampfes der Aufklärer für die Freiheit und für den moralischen Fortschritt.

Auch der junge Felix Dahn betrat die philosophische Bühne, indem er seinen Lehrer Prantl gegen ultramontane Angriffe mit einem flammenden Plädoyer für die Freiheit der Philosophie und gegen das Dogma der katholischen Kirche verteidigte.

Dann wäre also Felix Dahns Philosophie noch heute zeitgemäß? Aber ein Blick in seine Rechtsphilosophie bietet ein ganz anderes Bild:

*Das Recht ist die vernünftige Ordnung einer **Menschengenossenschaft**; es ist damit als Werk der menschlichen Vernunft bezeichnet und jede Ableitung desselben von übernatürlichen Offenbarungen abgeschnitten.* (120)³⁷

Felix Dahn redet von *der* menschlichen Vernunft. Diese könnte sich leicht von Gott emanzipieren. Nun müsste man allerdings fragen: Gibt es denn *eine* einzige menschliche, allen Menschen gemeinsame Vernunft?

Dies wurde von Felix Dahn verneint.

Das menschliche Denken, sofern es Prinzipien sucht, nennen wir philosophieren. Absolute Prinzipien sind für den Menschen mit wissenschaftlicher Evidenz nicht erreichbar. Seit Kant muss alle Philosophie von der Kritik des menschlichen Denkens selbst ausgehen: dann wird sie sich auch der Relativität aller ihrer Ergebnisse bewusst bleiben.

Das Gesetz des menschlichen Denkens muss auch das Gesetz unseres Philosophierens sein...

*Das Gesetz des menschlichen Denkens, das an **die** Sprache gebunden ist...* (299)

Nun gibt es nicht allgemein *die* Sprache, sondern nur verschiedene Sprachen, arische, semitische etc. Aus dieser Erkenntnis zieht Felix Dahn den Schluss, dass es die *eine* allen Menschen zugängliche Vernunft nicht gibt, was auch keineswegs zeitgemäße Konsequenzen für seine Rechtsphilosophie hat:

Vergleichende Völkerkunde, Ethnologie, Völkerpsychologie... sind die Voraussetzungen einer wissenschaftlichen Rechtsphilosophie. Für die Sprachphilosophie, ja für die auf der Höhe der Forschung stehende empirische Sprachwissenschaft ist dies anerkannt: für das Recht wird diese Anforderung solcher Ausdehnung hier zum ersten Mal aufgestellt. (298)

Merkwürdig ist die Vermischung der Begriffe Wissenschaft und Philosophie. Warum braucht Felix Dahn eine Rechtsphilosophie, warum begnügt er sich nicht mit einer vergleichenden Rechtswissenschaft, parallel zur Sprachwissenschaft. Warum bedarf es einer Sprachphilosophie?

Hier kommt sein Deutschtum ins Spiel.

*Aber die philosophische Betrachtung ist dem Menschengest auf einer gewissen Kulturstufe unentbehrlich: und zumal **deutsche Geistesart** kann von ihr nicht lassen.* (295)

Aus der von ihm zum ersten Mal aufgestellten Forderung, die Ergebnisse der Sprachphilosophie auf die Rechtsphilosophie auszudehnen, zieht Felix Dahn politisch brisante Folgerungen:

*Als Ordnung **einer Menschengenossenschaft**, nicht der Menschengenossenschaft erscheint uns das Recht, d.h. **es gibt kein Naturrecht**, es gibt kein abstraktes, für alle Menschen und Zeiten gleichmäßig gültiges Musterrecht. Freilich die Idee des Rechts ist der ganzen Menschheit, allen Menschen gemein. Aber wie es keine abstrakte, allgemein menschliche Kunst gibt, so auch keine abstrakte, allgemein menschliche Kunst....* (120)

Es kann keine für alle Völker und alle Zeiten mustergültige Staatsverfassung und sonstige Rechtsordnung geben. Ein anderes Recht braucht ein Berg-, ein anderes ein Küstenvolk, ein Nomadenvolk, ein Volk von Ackerbauern; ein anderes dasselbe Volk auf einer fortgeschrittenen Kulturstufe als in der Periode seiner Vorkultur: der Hellene, der Kelte, der Slawe, jeder drückt seinen Nationalcharakter, wie in seine Sprache, so in seinem Recht aus. (120f.)

Auch wenn diese These vernünftig, ja banal klingt, müsste man sich doch fragen, wie lange es noch Bergvölker, Küstenvölker und Nomaden geben wird.

³⁷ Felix Dahn, Bausteine, Rechtsphilosophische Schriften, Berlin 1883

*Allerdings, das wird niemals eintreten, was man mit mehr Schwärmerei denn Kenntnis der Geschichte und des menschlichen Wesens als Endziel der angeblich immer in einer Linie fortschreitenden Weltgeschichte bezeichnet hat, dass nämlich am Ende der Tage ein allgemeines Menschheitsrecht an die Stelle der nationalen Rechte treten werde. Dies wird nie eintreten, so wenig als es jemals eine abstrakte Menschheit ohne nationale Unterschiede, **oder eine allgemeine Menschheitssprache geben wird, kann und soll.** Jener trostlose Zustand absoluter Einerleiheit wird schon durch die von keiner Kultur ganz zu verwischenden Unterschiede in Rasse, Klima, Boden etc. ausgeschlossen. (221f.)*

Man beachte hier die Worte *geben wird, kann und soll.*

Hier sei an eine Sammlung von Aufsätzen Dostojewskis aus dem Jahre 1877 mit dem Titel *Die deutsche Weltfrage* erinnert, deren erstes Stück *Deutschland, das protestierende Reich* Thomas Mann als Einstieg in seine *Unzeitgemäßen Betrachtungen* diente. Solange es überhaupt ein Deutschland gebe, sei seine Aufgabe „das Protestantentum“ gewesen: „Nicht allein jene Formel des Protestantismus, die sich zu Luthers Zeiten entwickelte, sondern sein ewiges Protestantentum, sein ewiger Protest, wie er einsetzte mit Armin gegen die römische Welt, gegen alles, was Rom und römische Aufgabe war, und darauf gegen alles, was vom alten Rom aufs neue übergang, und auf all die Völker, die von Rom seine Idee, seine Formel und sein Element empfangen, der *Protest* gegen die Erben Roms und gegen alles, was dieses Erbe ausmacht.“ Zum Erbe der römischen Universalmonarchie, die erstmals die „Idee einer universalen Vereinigung der Menschen hervorbrachte“, zählte Dostojewski allerdings nicht nur den römischen Katholizismus, sondern auch die neuen, seit der Entdeckung Amerikas in Westeuropa entwickelten Wissenschaften, die von der Bourgeoisie seit der Französischen Revolution von 1789 errichtete Zivilisation und obendrein noch die damals gerade entstandene rote Internationale, „die Vereinigung aller Armen dieser Welt“, mit anderen Worten, alle übernationalen Ideen. Die eigentliche Aufgabe Deutschlands sei es nach Dostojewski gewesen, diese ganzen zweitausend Jahre hindurch gegen die westliche Welt zu protestieren, und wenn es auch sein eigenes Wort noch nie ausgesprochen habe, „so war es doch im Herzen immer überzeugt, dass es noch einmal imstande sein werde, dieses neue Wort zu sagen und mit ihm die Menschheit zu führen.“

Natürlich hatte auch Dostojewski seine Quellen; mit Ausnahme der roten Internationale, die im Jahre 1808 noch unbekannt war, finden sich alle wesentlichen Gedanken über die deutsche Identität bereits in Fichtes *Reden an die deutsche Nation*.³⁸ Schon gegen die alten Römer hätte Armin der Cherusker „protestiert“, gegen den Papst dann später Luthers Protestantismus, gegen die moderne „todgläubige“ Wissenschaft die deutsche Philosophie und gegen die Ideen der französischen Revolution vor allem Fichte selbst in eben diesen Reden.

War auch Felix Dahn von diesem „ewigen Protestantentum“ erfasst? Es geht ihm nicht um einen wertneutralen Blick in die Zukunft, vielmehr stehen hier die Werte selbst auf dem Spiel. Hatte in Kants und Fichtes Philosophie das Ich noch die Menschheit bedeutet, wird diese kühne Abstraktion jetzt aufgegeben; für den völkischen Denker Felix Dahn existieren nur noch die Völker, keine abstrakte Menschheit, was an Paul Lagarde (5. Aufsatz) erinnert.

Zwar konnte sich Felix Dahn gegen die kühnen Spekulationen der gescheiterten idealistischen Denker auf konkrete Forschungsergebnisse berufen, was ganz modern wirkt. Aber er selbst bekommt mit der gedanklichen Abstraktion so große Probleme, dass man ihn kaum einen Denker nennen kann, wenn er sich auf „die Gesamtheit der geschichtlichen Voraussetzungen in Raum und Zeit“ beruft, „die auf den Nationalcharakter wirken“.

Also kein so genanntes Naturrecht, keine so genannten angeborenen Rechte, keine so genannten Menschenrechte. (302)

Felix Dahn würde also keine Proklamation von Menschenrechten unterschreiben.

³⁸ Und zwar in der 8., 6. und 7. Rede.

So verwahrt er sich gegen den Vorschlag, die englische Verfassung auf die Türkei zu übertragen: *Oder soll abermals, wie anno 1789, das „ideelle Recht“ in abstracto als „allgemeine Menschenrechte“ verkündet werden?* (203)

Natürlich hält es Felix Dahn nicht durch, alle möglichen Scheußlichkeiten, die irgendwann und irgendwo als Gewohnheitsrecht akzeptiert wurden, moralisch neutral hinzunehmen, wie etwa die Sklaverei.

*Muss man denn nochmal sagen, dass es auch „ungerechtes Recht“ gibt? Die Sklaverei war unsittlich, ungerecht, aber sie war nicht Un-Recht, sondern sie war **Recht**, so lang sie bestand.* (202)

Der Text ist unklar; Felix Dahn ist insofern kein wirklicher Denker, als er im entscheidenden Punkt das Abstrahieren ablehnt.

Damit stellt sich jetzt eine andere Frage: Natürlich lässt sich mit diesem Werterelativismus extremer Nationalismus begründen, aber es stellt sich die Frage, was in diesem Relativismus *typisch deutsch* sei, ob sich mit diesem Relativismus *deutscher* Nationalismus begründen lasse, eine *deutsche* Führung im Werterelativismus.

Hier kommt die **deutsche Philosophie** ins Spiel. Felix Dahn kann von der Philosophie nicht lassen, weil die Deutschen für ihn „das auserwählte Volk der Philosophie“ sind. (14. Aufsatz) *Zumal deutsche Geistesart kann von ihr (der philosophischen Betrachtung) nicht lassen.* (295)

Denn das Fundament für Felix Dahns Werterelativismus war Kants Philosophie der Subjektivität, auch wenn dieser sich gegen diese Verwendung seiner kopernikanischen Wende vehement gewehrt hätte. Aber offenbar vertraute angesichts von Kriegen und sozialen Kämpfen das Bildungsbürgertum in der 2. Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr auf die Abstraktionskraft des großen Philosophen, so dass *das Ich* nicht mehr *die Menschheit* bedeuten sollte, sondern höchstens noch ein einzelnes Volk.

Dazu noch einige Belege, die Kants Bedeutung für die Felix Dahns Rechtsphilosophie unterstreichen:

Kant verdanken wir die Erkenntnis der Beschränkung aller menschlichen Spekulation: wir wollen aus diesem Kritizismus in keine Art von Dogmatismus zurückfallen.

Von einer Kritik unseres Erkennens, seiner inneren Gesetze und seines unablegbaren Mediums, der Sprache, muss alle Spekulation anheben: dann wird sie sich der Relativität ihrer Ergebnisse bewusst bleiben.... (296)

Wir stellen unsere Fundamentalsätze kurz zusammen...

Ein zweifaches Bedürfnis, ein doppelter Pfad führt das menschliche Denken zur Rechtsphilosophie: Das Bedürfnis des Philosophen, sein Prinzip auch an dem in der Geschichte vorgefundenen Rechts- und Staatsgebilde zu erproben, und das Bedürfnis des Juristen nach Ergründung der Prinzipien seiner Wissenschaft, welche diese selbst nicht zu erklären vermag. Das vermag nur die Philosophie. Denn Philosophieren heißt eben: „Prinzipien suchen.“ (Prantl.)

*Seit Kant muss wissenschaftliches Philosophieren ausgehen von der Kritik seiner eigenen Methode und des menschliche Denkens selbst. Das Gesetz des menschlichen Denkens muss vor allem gefunden werden. Dabei darf und muss unser Denken Identität des Gesetzes unserer subjektiven Vernunft mit dem der objektiv in Natur und Geschichte vorgefundenen Vernunft voraussetzen. Diese Voraussetzung ist Voraussetzung – und zugleich unübersteigliche **Schranke** – alles menschlichen Erkennens.*

*Gesetz unseres an die **Sprache** gebundenen Denkens ist: notwendige Subsumption des Einzelnen unter das Allgemeine....* (146)

Nach Felix Dahn gibt es nicht *die* abstrakte Sprache, sondern nur verschiedene einzelne Sprachen oder Sprachtypen wie die arischen Sprachen, die semitischen etc., woraus er seine Ab-

lehnung allgemeiner Menschenrechte ableitet, deren Propagierung er als Dogmatismus verwirft, wobei ihm manchmal sogar eine Anspielung an *das Katholische* in die Feder rutscht.³⁹ Aber welche Sprache liegt ihm besonders nahe? Entscheidend ist eine bemerkenswerte Feststellung über Kant, Fichte und Hegel:

Nur in deutscher Sprache konnten die Philosopheme der drei Männer gedacht werden.

(236)

Jetzt wird der Ausdruck *Volksgeist* klar. In der Sprache eines Volkes sei bereits eine spezielle Art des Denkens angelegt, die deutsche Philosophie sei auf die deutsche Sprache gegründet. Es scheint tatsächlich eine besondere Disposition der Deutschen fürs Philosophieren bereits in der deutschen Sprache angelegt zu sein. (14. Aufsatz) Dass man daraus keine falschen Schlüsse ziehen sollte – wie die Deutschen seien ein besonders wahrhaftiges Volk – wird weiter unten noch deutlicher. Aber gleich jetzt ist eine Einschränkung fällig: Indem Felix Dahn deutsche Philosophen, allen voran Kant, den berühmtesten, als Garanten für einen Werterelativismus in Anspruch nimmt, der *an sich* – abstrakt betrachtet – alle Nationen einander gleichgestellt hätte, glaubt er diesen Relativismus mit einem deutschen Vorzeichen versehen zu können und für diese seine philosophische Richtung die deutsche Führung zu beanspruchen, so dass am deutschen Wesen wieder mal die Welt genesen soll. (Geibel)

Trotzdem ist Felix Dahns deutschnationaler Werterelativismus auf Sand gebaut.

Wenn *das Ich*, wie in den meisten Sprachen üblich, nur zur Vorstellung von *Egoismus* führt, wird jedem klar, dass es über *dem Ich* noch andere Instanzen geben muss, um den Egoismus Einzelner und gesellschaftlicher Gruppen in Schranken zu halten, die Gesellschaft, den Staat oder, um den Egoismus von Staaten zu zügeln, eine internationale Staatengemeinschaft, oder in radikaler, alles umfassender Vereinfachung: Gott.

Kant konnte nur deshalb in der *Grundlegung der Metaphysik der Sitten* Gott durch *das Ich* zu ersetzen versuchen, weil sein Begriff *das Ich*, was ganz selten bemerkt wird, in seiner abstrakten Sprache bereits *die Menschheit* bedeutet. Damit ist Kant vom Missionsauftrag der Bibel, gehet hin und lehret alle Völker, gar nicht weit entfernt. Es stellt deshalb eine sinnentstellende Verfälschung von Kants Moralphilosophie dar, wenn der „Kantianer“ H. St. Chamberlain auf einer Linie mit Felix Dahn in seinen *Grundlagen* die Menschheit durch eine einzige Menschenrasse, eben die arische Rasse ersetzen und ohne Gott und ohne Staat auskommen will. (14. Aufsatz)

Wer trägt an dieser Fehlentwicklung die größte Schuld? Sicher nicht Kant, auch nicht Felix Dahn, selbst Chamberlain nicht, sondern die Philosophieprofessoren, die berufen waren, das Erbe Kants zu verwalten und dabei kläglich versagten, wie Hans Vaihinger, der H. St. Chamberlain bestätigte, sich „mit vollem Recht einen ‚Jünger Kants‘ zu nennen“. (14. Aufsatz)

Felix Dahns Rückgriff auf die Philosophie und auf die deutsche Sprache lässt einen wichtigen Rückschluss auf seine Vorstellung von deutscher Nation zu, womit die Frage, ob er überhaupt ein Deutschnationaler war, endgültig zu beantworten ist: Felix Dahn war Anhänger oder Mitglied des Alldeutschen Verbandes; er dürfte trotz seiner Bismarckbegeisterung mehr und mehr die großdeutsche Lösung der „deutschen Frage“ favorisiert haben. Bismarcks Schöpfung hat dieser rechten Opposition im Kaiserreich nicht genügt; die Anhänger dieser Gruppierung wollten ein deutsches Reich unter Einbeziehung der deutsch sprechenden Österreicher, der Sudetendeutschen etc., denn die gemeinsame deutsche Sprache war schon in Fichtes *Reden an die deutsche Nation* das entscheidende Merkmal der Zugehörigkeit zum deutschen Volk.⁴⁰

³⁹ Im 15. und 16. Jahrhundert sei die Subjektivität betont worden, das Individuum und zwar gegen die bisherige ausschließliche Herrschaft des Allgemeinen, des „Katholischen“. (Felix Dahn, Baustein, Philosophische Studien, Berlin 1883, S.146)

⁴⁰ „Zuvörderst und vor allen Dingen: - Die ersten, ursprünglichen und wahrhaft natürlichen Grenzen der Staaten sind ohne Zweifel ihre innern Grenzen. Was dieselbe Sprache redet, das ist schon vor aller menschlichen Kunst vorher durch die bloße Natur mit einer Menge von unsichtbaren Banden aneinander geknüpft; es versteht sich

Auf einen deutschen Staat konnte Fichte im Jahre 1808 nicht hinweisen, weil es einen solchen damals nicht gab. Und dieses historische Defizit wurde – nicht zuletzt durch diese *Reden an die deutsche Nation* – auch mit Bismarcks Reichsgründung nicht ganz behoben. Es blieb ein Rest von völkischem Irrationalismus, der zunächst nur von wenigen Außenseitern wie Lagarde und Felix Dahn vertreten wurde, aber nach dem Sturz des Kaisers massiv in die deutsche Politik eindrang, obwohl die liberale Staatsidee gesiegt und der Grundsatz der Volkssouveränität in der Verfassung des Deutschen Reichs verankert war. Die antidemokratische Rechte wurde trotzdem immer stärker, wofür die Historiker eine Reihe von politischen, sozialen und wirtschaftlichen Gründen angeben, aber den wichtigsten eher im Hintergrund lassen: die alldeutschen bzw. großdeutschen Träume, die sich in Deutschland mit dem Volksbegriff assoziierten und die erst nach dem Zerfall der Donaumonarchie im Jahre 1918 realisierbar erschienen. Plötzlich stand das völkische Denken im Gegensatz zur Volkssouveränität. Und da sich vor allem Frankreich einem Machtzuwachs der Deutschen widersetzte – es konnte einfach nicht zulassen, dass Deutschland nach der Niederlage von 1918 stärker werden könnte als vor dem Krieg, - brachte dieser Konflikt die Deutschen in einen antagonistischen Gegensatz zu den westlichen Demokratien, und ich sage ausdrücklich die Deutschen und nicht nur Hitler, denn das großdeutsch inspirierte Deutschlandlied, („von der *Etsch* bis an den Belt“) dessen Text schon 1841 entstanden war, wurde erst 1922 in der demokratischen Weimarer Republik offizielle Nationalhymne. Da war der Knoten geschürzt, den Hitler brutal zerschlug.

11. Hitler und die Völkischen

In der Geschichtsschreibung wird noch immer fast liebevoll das Bild vom Deutschen kultiviert, der durch die Geschichte hindurch grundsätzlich immer der Obrigkeit untertan gewesen sei. Meine Studien haben mir eher ein anderes Bild gezeigt: der Deutsche als Querkopf, als Michael Kohlhaas, am liebsten mit aller Welt verfeindet. Ich will mich nicht darauf versteifen, den eigentlichen Deutschen gefunden zu haben, aber sicher dürften zumindest die Wegbereiter Hitlers, deren Tradition auf Publizisten im rechts von Bismarck gelegenen Lager zurückging, dem Klischee des deutschen Untertanenmenschen kaum entsprochen haben. Zu erinnern wäre hier etwa an Lagarde. (5. Aufsatz) So hat Felix Dahn trotz seiner Bismarckbegeisterung dessen Kulturkampf gegen die katholische Kirche ungeachtet seiner grundsätzlich antiklerikalen Haltung offen kritisiert. Verwehrte er sich doch sogar gegen den Begriff „Kulturkampf“, als ob die katholische Kirche keine Kultur geschaffen habe, und stellte in diesem Zusammenhang fast mit Bedauern fest, dass er sich nach rechts bewege, von Bismarck und von den Liberalen weg in Richtung auf die Freikonservativen. (E4,2/254-264)

Bevor im Folgenden einige Hitlertexte zitiert werden, sind Vorbemerkungen angebracht: Wir Christen leiden unter einer Störung der Selbst- und damit auch der Fremdwahrnehmung. So hört man oft die These, die Lehre Christi sei an und für sich liberal und human, alles was dagegen spreche, sei dem Neuen Testament völlig fremd, sondern stamme aus dem Alten Testament der Juden, das wir wie eine Erblast noch immer mit uns schleppen. Auf den ersten Blick leuchtet diese Auffassung ein, wenn wir an unser Bild von Jesus denken.

Und trotzdem sollten wir uns nicht täuschen. Die Krux liegt im allumfassenden Missionsauftrag Jesu an seine Jünger: „Gehet hin und lehret alle Völker!“ (Matth.28.19) Dieser auf den ersten Blick harmlose Satz steht im Neuen Testament. Ich selbst bin weit entfernt, diesen Befehl als unzeitgemäß oder intolerant zu verwerfen, - schließlich musste in diesem Aufsatz der Beitrag der Kirche zur Erziehung der europäischen Völker im Frühen Mittelalter gewürdigt werden, der ohne eine gewisse Intoleranz nicht möglich gewesen wäre. Man darf aber die negati-

ve Seite des Missionsauftrags nicht übersehen. Aus „allumfassend“, *kat holen gen* (gr.) „über die ganze Erde“ wurde „katholisch“. Dass die katholische Kirche zumindest in manchen Epochen extrem intolerant war und vielleicht sogar heute noch ist, wird allgemein angenommen, aber das Wort Gottes galt und gilt auch für Protestanten. Auch sie haben in den Gebieten, in denen sie an die Macht kamen, die katholische Kirche ausgelöscht. Ohne das intolerante Prinzip des Christentums also grundsätzlich in Frage zu stellen, wird kein Historiker folgende Rangordnung bestreiten können. Von den drei monotheistischen Religionen war und ist das Judentum die toleranteste, und das Christentum war oft die intoleranteste. Irgendwo dazwischen wäre der Islam anzusiedeln, zumindest den anderen beiden monotheistischen „Schriftreligionen“ gegenüber war er toleranter als umgekehrt die Christen gegenüber den Moslems. Für das Verhalten der Moslems gegenüber den polytheistischen Hindus möchte ich nicht die Hand ins Feuer legen.

Wenn in philosophischen, weltanschaulichen, vor allem völkischen Schriften die Intoleranz des Christentums immer wieder auf die Juden zurückgeführt wird, dann sind hier tiefer reichende historische Verwerfungen am Werk. Im ganzen Mittelalter war der auf die Juden zurückgehende Monotheismus die wichtigste ideologische Stütze der Monarchie. Wie es im Weltall nur einen Gott gebe, so solle es im Staate nur einen wahrhaft Mächtigen geben, nur einen König. Das war auch der Grund, warum Konstantin der Große und seine Nachfolger das Christentum zur Staatsreligion machten. Der eine und einzige Gott sollte das Reich unter der Herrschaft des einen und einzigen Kaisers zusammenhalten: ein Gott, ein Reich, ein Kaiser. Wer sich gegen den Kaiser auflehnte, empöre sich gegen die göttliche Ordnung und war des Teufels. Nach dem Zeitalter der Glaubenskriege haben Aufklärer, wie Friedrich Schiller, den religiösen Fanatismus beider Religionsparteien in ihrer falschen Optik auf den ursprünglich jüdischen Monotheismus zurückgeführt. (7. Aufsatz) Wie viel religiöse Toleranz gab es doch in der viel geschmähten Vielgötterei der Antike! Damit wird übersehen, dass die Römer trotz ihrer toleranten Religion ganze Völker ausgerottet haben, z.B. die Karthager.

Erst nach diesen Vorbemerkungen können wir einige Passagen in Hitlers *Mein Kampf* (1935) lesen, um zu verstehen, warum das auf persönlichen Weltbildern aufgebaute, im Grunde philosophische Denken völkischer Weltanschauungen letztlich in eine Diktatur führte, in die Diktatur eines Mannes, der sich zwar völkisch nannte, aber nicht in allen Punkten völkisch dachte.

Hitler war sich – im Gegensatz zu vielen Völkischen – der Intoleranz des Christentums bewusst.

Der einzelne mag heute schmerzlich feststellen, dass in die viel freiere antike Welt mit dem Erscheinen des Christentums der erste geistige Terror gekommen ist, er wird die Tatsache aber nicht bestreiten können, dass die Welt seitdem von diesem von diesem Zwange bedrängt und beherrscht wird, und dass man Zwang nur wieder durch Zwang bricht und Terror nur durch Terror... (507)

Trotzdem schwenkt er, ob nur zum Schein oder nicht, wird nicht klar, auf die Linie der Völkischen ein:

*Man kann sehr wohl den Einwand bringen, dass es sich bei derartigen Erscheinungen in der Weltgeschichte meist um solche spezifisch jüdischer Denkart handelt; ja, dass diese Art von Unduldsamkeit und Fanatismus geradezu jüdische Wesenart verkörpere. Dies mag tausendmal richtig sein, und man kann diese Tatsache wohl tief bedauern und mit nur allzu berechtigtem Unbehagen ihr Erscheinen in der Geschichte der Menschheit als etwas feststellen, was dieser bis dahin fremd gewesen war, - doch ändert dies nichts daran, dass dieser Zustand heute eben **da** ist....* (506)

Die Situation ist grotesk: Hitler ist eben dabei, eine intolerante Diktatur einzuführen, sich also in den Augen vieler seiner Anhänger in einen verhassten „Juden“ zu verwandeln.

Nicht minder gefährlich sind dabei alle diejenigen, die als Scheinvölkische sich herumtollen, phantastische Pläne schmieden, meist auf nichts weiter gestützt als auf irgendeine fixe Idee,

die an sich richtig sein könnte, allein in ihrer Isoliertheit dennoch ohne jede Bedeutung für die Bildung einer großen einheitlichen Kampfgemeinschaft und auf keinen Fall geeignet ist, eine solche aufzubauen. Diese Leute, die teils aus eigenem Denken, teils aus Gelesenem ein Programm zusammenbrauen, sind häufig gefährlicher als die offenen Feinde der völkischen Idee. Sie sind im günstigsten Fall unfruchtbare Theoretiker, meistens aber verheerende Schwadronneure.... (516f.)

Die Völkischen wie Felix Dahn haben Hitler den Weg bereitet, das steht zweifellos fest. Wer aber diesen Weg in der geistigen Landschaft verfolgen will, findet keine ausgetretene Spur, sondern sehr viel Trampelpfade, die nicht einmal alle in dieselbe Richtung zu laufen scheinen. Angesichts der vielen extrem subjektiven, wirren Thesen und Hypothesen, die keiner Nachprüfung standhalten, so dass sie nicht einmal in kleineren Gruppen mehrheitsfähig sind, wird man versucht sein, diese „Schwätzer“ und „Schwadronneure“ höchstens psychologisch interessant zu finden. Man kann sich nämlich kaum vorstellen, diese Wirrköpfe könnten jemals als Akteure auf der politischen Bühne eine Rolle spielen, und so nimmt auch nicht wunder, dass diese nur von sich selbst überzeugten chaotischen Einzelkämpfer völlig unfähig waren, sich gegen Hitler zusammenschließen, so dass sie ein sicheres Opfer seines Machtwillens wurden. Und trotzdem hat sich Hitler zu Recht als Testamentvollstrecker der Völkischen sehen können.

Die geistige Atomisierung einer Gesellschaft durch eine von der klassischen Philosophie entlehnte, überzogene Überbewertung des Ichs führte also nicht in die Freiheit, sondern in die Diktatur.

12. Fehler einer deutschtümelnden Philosophie

Philosophieren ist ein Denken in der Sprache. Wenn der Philosoph die Muttersprache, d.h. die Sprache des Alltags bevorzugt verwenden will, um auf alltägliche Erfahrungen der Menschen zurückzugreifen, gerät er in Gefahr, eine verzerrende Optik zu verwenden.

Dazu eine bezeichnende Äußerung Friedrich Schillers:

*Aus einem Sklaven der Natur, solange er sie bloß empfindet, wird der Mensch ihr Gesetzgeber, sobald er sie denkt. Die ihn vordem nur als **Macht** beherrschte, steht jetzt als **Objekt** vor seinem richtenden Blick.*⁴¹

Dieser Text ist nur verständlich, wenn „der Mensch“ die ganze Menschheit bedeutet, nicht den isolierten, auf sich selbst zurückgeworfenen Einzelnen.

Aber auch wenn hier „die Menschheit“ eingesetzt wird, bleibt der Satz bedenklich. Denn wenn ich die Natur nur „denke“, kann ich sie längst nicht beherrschen, werde ich noch lange nicht ihr Gesetzgeber, zumal das Bild der Welt in meiner Vorstellung falsch sein könnte, was Schillers Bild von der Natur sicherlich war, weil die Naturwissenschaft damals noch in den Anfängen steckte. Hier hat eine metaphysische Überschätzung der Sprache den Denker irregeleitet. Die Natur ist, wenn ich sie „denke“, nur im sprachlichen Ausdruck mein Objekt, nicht in Wirklichkeit.

Nun gehört das Wort *denken* zum muttersprachlichen Sprachgut, doch ist das Missverständnis, das im Ausdruck „die Natur denken“ liegt, nicht besonders gefährlich, weil jeder schon die Erfahrung gemacht hat, dass etwas ganz anders gekommen ist, als er es sich gedacht hatte. Dagegen dürfte die Erfahrung, dass sich jemand eine Sache vor sich hinstellte und dann bemerken musste, wie sie sich dann auflöste, nicht allzu häufig sein. Da sich die Sprachen im allgemeinen vom Konkret-Sinnlichen zum Geistig-Abstrakten entwickelten, sind viele Begriffe, die Geistiges bezeichnen, aus der Sphäre des Praktisch-Handwerklichen genommen, z.B. das Wort *begreifen* selbst, das ursprünglich ein Greifen mit der Hand bedeutete. In der Aus-

⁴¹ Schiller, Über die ästhetische Erziehung des Menschen, 25. Brief

drucksweise des modernen Menschen werden Begriffe, die geistige Vorgänge und Vermögen bezeichnen, oft mit griechischen oder lateinischen Fremdwörtern bezeichnet, die ursprünglich, also im Griechischen und Lateinischen selbst, ebenfalls Konkretes und Sinnliches bezeichnen. Um ein einfaches Beispiel zu verwenden, man „kapiert“ (von lat. *capere* = greifen, fassen) lieber einen Zusammenhang, statt ihn zu „fassen“.

Wenn jetzt aber ein Denker ganz bewusst Fremdwörter vermeiden will, kann es leicht zu Verzerrungen in der Wahrnehmung und Bewertung der Wirklichkeit kommen.

Man beachte, wie in folgendem Text Fichtes umgangssprachliche, scheinbar ganz einfache Worte wie das *Ich* im Zentrum stehen, sowie die *eigene Kraft*, Begriffe aus der Alltagssprache jedes Menschen, die leicht populär missverstanden werden können.

Das ursprüngliche Streben des Ich ist, als Trieb, als lediglich im Ich selbst begründeter Trieb betrachtet, ideal und real zugleich. Die Richtung geht auf das Ich selbst, es strebt durch eigene Kraft; und auf etwas außer dem Ich: aber es ist das nichts zu unterscheiden. Durch die Begrenzung, vermöge welcher nur die Richtung nach außen aufgehoben wird, nicht aber die nach innen, wird jene ursprüngliche Kraft gleichsam geteilt: und die übrig bleibende, in das Ich selbst zurückgehende ist die ideale. ...

4. Die ideale Tätigkeit wird sich bald zeigen als die vorstellende. Die Beziehung des Triebes auf sie ist demnach zu nennen der Vorstellungstrieb. Dieser Trieb ist demnach die erste und höchste Äußerung des Triebes, und durch ihn wird das Ich erst Intelligenz. Und so musste es sich denn auch notwendig verhalten, wenn je ein anderer Trieb zum Bewusstsein kommen, im Ich als Ich stattfinden sollte. 5. Hieraus erfolgt denn auch auf das einleuchtendste die Subordination der Theorie unter das Praktische; es folgt, dass alle theoretischen Gesetze auf praktische, und da es wohl nur ein praktisches Gesetz geben dürfte, auf ein und dasselbe Gesetz sich gründen; demnach das vollständigste System im ganzen Wesen; es folgt, wenn etwa der Trieb sich selbst sollte erhöhen lassen, auch die Erhöhung der Einsicht und umkehrt; es erfolgt die absolute Freiheit der Reflexion und Abstraktion auch in theoretischer Rücksicht, und die Möglichkeit, pflichtmäßig seine Aufmerksamkeit auf etwas zu richten, und von etwas anderm abzuziehen, ohne welche gar keine Moral möglich ist. Der Fatalismus wird von Grund aus zerstört, der sich darauf gründet, dass unser Handeln und Wollen von dem Systeme unserer Vorstellung abhängig sei, indem hier gezeigt wird, dass hinwiederum das System unserer Vorstellungen von unserm Triebe und unserm Willen abhängt: und dies ist denn auch die einzige Art, ihn gründlich zu widerlegen. – Kurz es kommt durch dieses System Einheit und Zusammenhang in den ganzen Menschen, die in so vielen Systemen fehlen.)⁴²

Beginnen wir diesen spröden Text von hinten her zu lesen. Der letzte Satz ist eine Polemik gegen Kant, in dessen System Einheit und Zusammenhang fehle. Kant hat nämlich zwei bedeutende Schriften verfasst: *Die Kritik der reinen (theoretischen) Vernunft* und *die Kritik der praktischen Vernunft*. Hier setzte Fichtes Philosophieren ein. Gibt es denn zwei „Vernünfte“, eine theoretische und eine praktische? Nun sagt schon die Sprache, die keinen Plural von Vernunft bildet: Es gibt nur eine Vernunft. Bedenklich ist Fichtes Vorstellung, er könne den Fatalismus von Grund auf zerstören und widerlegen. Hier sind wir mitten drin in der NS-Weltanschauung. (Vgl. *fatalistische Lebensaufgabe* im 4. Aufsatz)

Zwar sind moralische Appelle gegen eine fatalistische Resignation immer wieder sinnvoll und hilfreich, wer aber meint, grundsätzlich jegliche Vorstellung von Fatum, Schicksal, höhere Macht oder höhere Gewalt etc. zerstören oder widerlegen zu können glaubt, setzt sich selbst als allmächtigen Gott. Und genau dies ist der Kern von Fichtes Philosophieren. „Du kannst, denn du musst“, lautet die Devise. Nun liegt ja in dem Müssen durchaus eine Vorstellung von höherer Macht über dem Menschen. Im normalen Verständnis des Menschen schon, nicht aber bei Fichte, der ganz im Sinne Kants, die Moral auf das Ich selbst, ja auf einen prakti-

⁴² Fichte, Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre, (1794) Dritter Teil. § 8, in der von Hermann Fichte besorgten Gesamtausgabe (1834 – 1846) I, 294f.

schen „Trieb“ des Menschen zurückführt, so dass der Satz eigentlich lautet: „Du kannst, denn du willst.“

Wie gelingt es denn Fichte, einmal gegen Kant die Einheit der Vernunft herzustellen und gleichzeitig allen Fatalismus zu widerlegen und das Ich als allmächtiges Wesen zu bestimmen? Durch eine deutschtümelnde Sprache; denn es war Fichtes Programm aus der Ursprache des deutschen Urvolks zu philosophieren, indem er – platt gesagt – Fremdwörter vermied.

(Vgl. *Urvolk* im 5. Aufsatz) So wird die „ideale Tätigkeit“ ersetzt durch den Begriff der „vorstellenden“ Tätigkeit. Die ideale Tätigkeit ist aber zugleich die theoretische Tätigkeit, schließlich will Fichte die Kluft zwischen theoretischer und praktischer Vernunft aufheben. Fichte prägt sogar den Begriff des **Vorstellungstrieb**s. Der Begriff der *Vorstellung* ist für die Philosophie des deutschen Idealismus von zentraler Bedeutung. Was bedeutet es, wenn Fichte die ideale oder theoretische Tätigkeit durch die vorstellende Tätigkeit ersetzt?

Wenn ich mir etwas vorstelle, dann habe ich es im Griff, als könnte ich es mit den Händen fassen und vor mir hinstellen, ähnlich wie Schiller meint, die Natur zu denken, heiße, sie zum Objekt zu machen. In Fichtes Text wird sogar geistige Tätigkeit in Analogie zur körperlichen verstanden, was in einer Ursprache leicht möglich ist, die zuerst Wörter für Konkretes, Körperliches bildete und daraus bzw. damit Wörter für Abstraktes, Geistiges. Wenn wir von *theoretisch* und *praktisch* sprechen, haben wir die beiden Bereiche durch die beiden Fremdwörter streng getrennt. Wenn Fichte *theoretisch* und *ideal* durch *vorstellend*, oder *vorstellen* durch einen ähnlichen deutschen Ausdruck wie *ergreifen* (siehe folgende Anm.) ersetzt, kann er diese Trennung von *theoretisch* und *praktisch* aufheben. So dass er zum Leser sagen kann: „Deine Freiheit kann niemals durch eine höhere Macht wie die Natur oder die Welt in Frage gestellt werden, denn du stellst dir die Welt (die Natur) vor, du bringst also die Welt (die Natur) hervor.“⁴³

So gelangt er zur „Subordination der Theorie unter das Praktische“, indem er behauptet, „dass alle theoretischen Gesetze auf praktische“ zurückgingen; somit ergebe sich „die Möglichkeit pflichtmäßig seine Aufmerksamkeit auf etwas zu richten, und von etwas Anderem abziehen, ohne welche gar keine Moral möglich ist.“ In Klartext heißt das, alle Fakten, die gegen die Möglichkeit, moralisch, also pflichtgemäß handeln zu müssen, seien zu ignorieren. Theoretische Einsichten sind von einer bestimmten Moral abhängig. Niemand dürfe sich auf Einwände seiner Intelligenz berufen, wenn er pflichtgemäß handeln soll.

Damit wird „das Ich“, das nicht mit dem umgangssprachlichen Ich identisch ist und dennoch immer mit ihm verwechselt wird, allmächtig.

Und Cethegus Cäsarius war (fast) allmächtig, solange ihn die Rache der Rusticana nicht erreichte.

Hervorhebungen von mir *fett-kursiv*, Hervorhebungen von Felix Dahn und anderen Autoren **fett-normal**.

Waiblingen, April 2011

www.d-just.de

⁴³ Vgl. Aufsatz 6 *Die fremde Naturkraft*, oder daselbst die These: *Ich habe das Organ gefunden, mit welchem ich diese Realität, und mit dieser zugleich wahrscheinlich alle andere Realität ergreife*. Gemeint ist der Glaube. Bezeichnend ist der Satz: Im Glauben **ergreife ich** alle Realität. Die Realität wird also vom Ich wie ein Ding ergriffen.

Inhalt

Einleitung: Der Begriff *Präfaschist* S.1

1. Die Konfessionsspaltung S.7

2. Die Germanen als Glieder der arischen Völkerfamilie S.8

3. Der philosophische Roman *Sind Götter?* S.16

4. Der Roman *Odhins Trost* S.19

5. Auf welche „Erfahrungen“ stützt sich die Gleichung *Ich = Gott?* S.23

6. Wotan und Donar als Ausdruck deutschen Volksgeistes S.32

7. Die Entdeckung der Philosophie und eines geistigen Vaters S.33

8. Der Endkampf zweier „Übermenschen“ S.37

9. Felix Dahn, ein Vorbote des Rassenantisemitismus S. 43

10. Kants Philosophie der Subjektivität als Werkzeug eines Werterelativismus im Dienste des deutschen Nationalismus S.45

11. Hitler und die Völkischen S.50

12. Fehler einer deutschtümelnden Philosophie S.52